XXII. Jahrg. Berlin, den 18. Oktober 1913. Nr. 3.




Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.



Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a. Fernspr. Lzw. 7724.



Berlin, den 18. Oktober 1913.

Die Polen und die Weltlage.*)

Der Marken-Anachronismus verdreht nur einigen preußischen Politikern die Köpfe, das nicht weniger anachronistische Kriegsgespenst aber der Bevölkerung von ganz Europa. In den Thronreden und in der Presse, nicht nur in den Witzblättern, sondern in den ernsthaften großen Zeitungen und in allen Käseblättchen, figurirt der Friede als eine Mythengestalt, als ein wehrloser holder Knabe, der mit Kanonen und Schiffspanzern von sechs bis zehn Millionen Soldaten beschützt werden muß, weil ihn ein eben so mythischer Unhold, Krieg genannt, bedroht, der jeden Augenblick aus der vierten Dimension, in der er haust, in unsere dreidimensionale Erscheinungwelt einbrechen kann. Ehedem hatte diese abergläubige Vorstellung Berechtigung, hatte das Kriegsgespenst Fleisch und Blut, Hörner und Klauen. Im frühen Mittelalter schreckten asiatische Reitervölker, normannische und sarazenische Seeräuber. Dann folgte die Zeit des ewigen Kleinkrieges: Raub- und Raufluſt von Fürsten und Rittern, Parteisucht und berechtigter Selbsterhaltungtrieb in den Städten, religiöser Fanatismus und Herrschsucht von Emporkömmlingen machte sich bald hier, bald dort in blutigen Unternehmungen Luft. In der Zeit des Absolutismus dann war es die Laune eines Fürsten, der Ehrgeiz eines Ministers, der Einfall einer Maitresse, was Söldlinge und Unterthanen vor die Kanonen trieb. Alle diese Kriegsursachen waren unfaßbar und unberechenbar, so daß der Krieg thatsächlich als ein immer drohendes Gespenst erscheinen mußte und Kriegsfurcht ein Bestandtheil der gewöhnlichen Seelenstimmung der Völker war. Die Frage, ob „es“ wohl Krieg geben

*) S. „Zukunft“ vom vierten Oktober 1913: „Unsere Polen.“

werde, war grammatisch richtig, denn man kannte keinen „er“, der die Entscheidung gehabt hätte. Erst in Ludwig dem Vierzehnten, Napoleon dem Ersten und Napoleon dem Dritten hatte man endlich, statt des Gespenstes in der vierten Dimension, allgewaltige Personen, von denen die Entscheidung abhing; die Frage nahm nun die Form an: „Was plant Er, plant er Krieg oder Frieden?“ Bismarck hat nichts Willkürliches geplant, sondern nur zwei Angelegenheiten geordnet, von denen jeder Kenner der Weltlage wußte, daß sie geordnet werden mußten, und der Krieg von 1870, den die fortspukenden Seelen des Sonnenkönigs und des Korsen entzündet hatten, schloß die lange Periode ab, in welcher der Krieg ein Unhold gewesen war, der aus undurchforschbarem Dunkel hervorbrach. Wie die Staatsangelegenheiten überhaupt, so werden auch die kriegerischen Unternehmungen nicht mehr im Dunkel eines geheimen Kabinets zusammengebraut, sondern im Licht der Oeffentlichkeit und unter der Mitwirkung der Staatsbürger erledigt. Diese aber haben nicht mehr Söldner zur Verfügung, wie im Mittelalter die Bürger kriegführender Stadtrepubliken, sondern sie müssen allesammt, vom Fürsten bis zum Tagelöhner, ihre Haut zu Markte tragen; und der Krieg ist ein so kostspieliges und riskantes Unternehmen geworden, daß ihn, wie Bismarck der Welt klargemacht hat, keine Nation bei gesunden Sinnen mehr wagt, wenn nicht ein Lebensinteresse für sie auf dem Spiel steht.

Nun ist zwar der ewige Friede eine Utopie und unsere Pazifisten begehen unter anderen Sünden auch die, daß sie nur immer gegen den deutschen Militarismus losziehen und sich stellen, als ob sie von der französischen und englischen Kriegshetze nichts wüßten; in Einem jedoch haben ihre Theoretiker vollkommen Recht: daß nämlich die ungeheuren Risiken eines Krieges und die internationale Verflechtung der wirthschaftlichen Interessen, die Solidarität der Kulturvölker, eine Kriegserklärung einer europäischen Großmacht an die andere bis zur Unmöglichkeit erschweren. Wenn England und Deutschland, habe ich oft gesagt, aus Handelseifersucht einander bekriegen wollten, so wäre Das ein eben solcher Geniestreich, wie wenn der Schlächter Müller, der des Bäckers Schulze, und der Bäcker Schulze, der des Schlächters Müller bester Kunde ist, zur Förderung ihres Geschäftes einander die Fenster einwerfen oder die Häuser anzünden wollten. Der Ueberseehandel ist heute nicht mehr Seeraub mit Kriegsschiffen und Kanonen als Werkzeugen, sondern, gleich allem Auslandshandel, der für alle Betheiligten gleich wohlthätige Güteraus-

tausch, den Adam Smith im Auge hatte; er täuschte sich nur darin, daß er glaubte, sein Ideal sei zu seiner Zeit schon verwirklicht. Also die Theorie der Pazifizisten ist richtig, gilt jedoch, wohlgemerkt, nur für die Staaten Mittel- und Westeuropas, nicht für die Beziehungen der Kulturwelt zur Barbarei. Was in Europa immer noch das Kriegsgespenst heraufbeschwört, ist die durch ihre Niederlage tötlich gekränkte Eitelkeit der Franzosen und der Stolz der Engländer, die ihr unwiederbringlich verlorenes Handelsmonopol nicht verschmerzen können und das Bischen diplomatische Diktatur, das sie ehedem nur mit Frankreich und Rußland zu theilen hatten, während sie jetzt im Deutschen Reich einen dritten Konkurrenten auf dem Hals haben, der mächtiger ist als jene beiden. Diesen nationalen Stimmungen und Verstimmungen helfen dann noch die bekannten Interessenten aller Länder: die Offiziere (sie sind Berufssoldaten; und welcher tüchtige Mann verlangt nicht danach, seinen Beruf auszuüben? Der Friedensdienst ist doch nur Vorbereitung) und die übrigen, denen zwar am Krieg selbst nichts liegt, wohl aber an den profitablen Rüstungen und an Kriegsgerüchten: Waffenfabrikanten, Börsenspekulanten, Zeitungschreibern und Diplomaten. Dazu kommt noch der innere Feind, die rebellische Lohnarbeiterschaft, zu deren Niederhaltung den Staaterhaltenden ganz Europas die militärische Organisation der Völker das unentbehrliche Mittel zu sein scheint und vielleicht auch ist. Aber alle diese Interessen sind nicht stark genug, den Lenkern der Staaten den Entschluß zu einem militärischen Abenteuer abzuringen; das verhängnißvolle à Berlin des pariser Straßenpöbels vom Juli 1870 hat sie gewitzigt. Ein tolles Abenteuer würde die Kriegserklärung sein, denn sie hätte keinen erkennbaren vernünftigen Zweck. Auf eine Gelderpressung spekuliren, wäre das frevelhafteste und aussichtloseste aller Lotteriespiele und von Eroberungen könnte keine Rede sein; alle drei Völker wissen, daß jedes von ihnen bei dem Versuch, dem Nachbar ein Stück seines Gebietes zu entreißen, sich verbluten würde, und sie begehren so wenig Provinzen von einander, daß sie eine solche nicht nehmen würden, wenn sie sie geschenkt bekämen; abgesehen vom elsässischen Stück gelüstet heute die Franzosen nicht mehr nach der Rheingrenze. Sollte aber ein Engländer deutsches Land okkupiren wollen, so würde dieser Einfall überhaupt nicht auf des Welttheater, sondern auf die Possenbühne gehören. Dazu kommt, daß der heutige Durchschnittseuropäer zwar noch nicht so weit ist, wie ihn die Pazifisten haben wollen, noch nicht mit Thomas Buckle und Herbert Spencer den industrial type für den allein menschenwür-

digen und den military type für ein Stück atavistischer Barbarei hält, doch aber auch nicht mehr auf dem Standpunkt der Balkanhelden steht, die mit der Flinte auf die Welt kommen und das Bedürfniß empfinden, von Zeit zu Zeit ein menschliches Wild abzuschießen, und daß er zu sehr mit seiner Berufsarbeit und seiner Häuslichkeit verwachsen ist, um einen Feldzug als angenehme Abwechselung zu werthen. Nur wenn in einem der drei Staaten der leitende Staatsmann den Verstand verlöre oder ein Hanswurst wie Boulanger ans Steuer gelangte, wäre ein Krieg zwischen ihnen möglich. Ich bin deshalb trotz allem Kriegsgeschrei der letzten Jahre überzeugt, daß der Friede auch nicht einen Augenblick ernstlich bedroht gewesen ist.

Wie steht es um das Kolonialgeschäft? Was auch die Pazifisten dagegen einwenden mögen: die Kulturvölker haben das Recht und die Pflicht, die Naturschätze der ganzen Erde zu heben und die Völker, die in ihrer Heimath ihren Theil der allgemeinen Menschheitaufgabe nicht lösen, zu unterjochen, in Vormundschaft und Pflegschaft zu nehmen. Das ist der Sinn der Kolonisation der Tropen und der subtropischen Länder, so weit sie nicht, wie manche Gegenden Amerikas, fast menschenleer gefunden und von Europäern besiedelt worden sind. Die Früchte dieser Kolonisation aber fließen nicht dem Staat zu, der ein solches Gebiet erwirbt, sondern der gesammten Kulturwelt. Einzelne Bürger des Staates, der ein tropisches Land in Besitz nimmt, mögen dort gute Geschäfte machen (was sie aber auch in den Kolonien anderer Staaten oder in Südamerika können; der Deutsche Carlo Schmidt in Brasilien erntet auf seinen Plantagen so viel Kaffee, wie alle Kaffeeplantagen Afrikas zusammen ergeben); der Staat selbst hat gar keinen Vortheil davon, sondern nur die kostspielige Last der Verwaltung und Vertheidigung. Nur eine der englischen Kronkolonien wirft einen Reingewinn ab, Indien, nebst Egypten, das noch nicht Kolonie heißt; und ein zweites Indien oder Egypten giebt es nicht. Ob wir Kautschuk, Kakao und Bananen aus unseren Kolonien wohlfeiler bekommen als aus englischen, könnte uns Max Rieck einmal sagen.

Bei dieser Sachlage wäre es lächerlich, wenn Europäer wegen eines Fetzens Tropenland einander die Köpfe einschlagen wollten. Das Kolonisiren der Tropen ist ein mit Mühen und Kosten verbundenes nobile officium der Kulturwelt und der Staat, der einen Theil davon übernehmen soll, müßte sich eigentlich von den anderen Staaten schön bitten lassen. Bisher haben sich die Staaten dazu gedrängt, von der Habsucht einzelner ihrer Unterthanen getrieben oder aus Eitelkeit und Ehrgeiz; so und so viele Millionen

Quadratkilometer: Das schwellt die patriotische Brust; weshalb auch das Metermaß, bei dem sich die Erwerbungen viel großartiger ausnehmen als bei dem praktischeren Meilenmaß, so beliebt ist.

Anders als bei den wilden Ländern liegt die Sache bei den Barbarenstaaten; die können so ausgebeutet werden wie Indien und Egypten. Werden sie unterjocht, dann kann das Herrenvolk durch die Organisation der Verwaltung und durch Besteuerung aus der Arbeit der Eingeborenen Gewinn ziehen. Werden sie nur bevormundet, dann beutet man sie durch Gewährung oder Aufdrängung von Anleihen, durch Eisenbahnbauten, Gründung von Banken und industriellen Anlagen, Betrieb von Bergwerken aus; außerdem zwingt man sie, Industrieerzeugnisse zollfrei oder gegen niedrigen Zoll einzulassen. Japan hat sich emanzipirt; in China wird auf diese Weise noch Geld zu verdienen sein, aber wahrscheinlich nicht mehr lange, da es die Kraft haben dürfte, sich auch zu emanzipiren. Bleiben die islamitischen und die Slavenstaaten übrig. Hier hat also Rivalität einen Sinn. Doch müssen wir, ehe wir auf dieses Problem eingehen, noch einer dritten anachronistischen Einbildung gedenken, von der die Engländer besessen sind und mit der sie die übrigen Nationen, besonders die Deutschen und die Italiener, angesteckt haben: die Seeherrschaft. Ich habe die Entstehung dieses Phantoms neulich hier in dem Aufsatz „Nah- und Fernverkehr“ erklärt. Das Meer ist heute, wie dort gesagt wurde, keines Staates Eigenthum mehr, sondern die gemeinsame Fahrstraße der Nationen. Will man durchaus von einer Seeherrschaft sprechen, schreibt Archibald Cary Coolidge von der Harvard Universität in seinem (bei Ernst Siegfried Mittler 1908 deutsch erschienenen) Buch „Die Vereinigten Staaten als Weltmacht“, so beherrscht die See nicht der Staat, der die meisten Kriegsschiffe hat, sondern der die meisten, besten und wohlfeilsten Waaren darauf verschickt. (Allerdings setzt er hinzu, solche sinnlosen Phrasen seien nicht ganz ungefährlich; denn die Nationen glichen immer noch allzu sehr den Hähnen, deren keiner es leiden mag, daß der Nachbar lauter kräht als er auf seinem Mist. England übrigens glaubt, seine Dreadnoughts zu brauchen, nicht des Waarenexports wegen, sondern, weil es in einem Krieg ausgehungert werden kann, was einzugestehen sein Stolz hindert; aber Churchill hat es verrathen mit dem Wort, das ihm in Deutschland thörichter Weise übel genommen worden ist, die Flotte, die für England ein Lebensbedürfniß sei, bedeute fürs Deutsche Reich einen Luxus; eine Insel kann ja überhaupt ohne Schiffe nicht existiren.) Dem nüchtern das Thatsächliche Erwägenden erscheint denn auch die Angst der Oesterreicher und der Italiener vor einander und Beider vor den auf

einmal fürchterlich gewordenen Knaben Peter und Nikita wegen Sperrung der Adria komisch. Die Sperrung könnte doch nur in einem Krieg eintreten; da jedoch die Oesterreicher und die Italiener so wenig Lust und einen vernünftigen Grund haben, gegen einander Krieg zu führen wie die Deutschen und die Engländer, so droht keine Sperrung, und wie immer die Dinge auf der Balkanhalbinsel sich entwickeln mögen: Niemand wird betriebsame Oesterreicher und Italiener hindern, sich unter den Balkanvölkern niederzulassen und Geschäfte zu machen. Den Zugang zum Aegaeischen Meer, den sich Oesterreich durch Annexion eines Landstreifens zu sichern versäumt hat, kann es durch Handelsverträge erlangen.

Kehren wir zu den Islamiten zurück. Ihre afrikanischen Gebiete sind vertheilt. Die europäische Türkei sollte nach der Ansicht von List und Rodbertus an Deutschland fallen. Das geht nun nicht mehr, weil sich das Deutsche Reich von der türkischen Grenze zurückgezogen hat, die Balkanslaven aber selbständig geworden sind. Immerhin ist in dem schwachbevölkerten und wenig civilisirten Land für deutsche Ansiedler und Gewerbetreibende noch Raum und sind ihm solche sogar sehr nöthig; natürlich werden sich zunächst Deutschösterreicher dieser zukunftreichen Länder annehmen, werden aber reichsdeutsche Brüder, die ihnen dabei helfen wollen, nicht zurückweisen. Ein zweiter Plan Lists dagegen läßt sich mit einer starken Modifikation vielleicht ausführen. Der Balkan in deutschem Besitz, meint er, bedeute für die Engländer eine Sicherung Indiens vor den Russen (denen er Ostasien als die Stätte anweist, wo sie ihren Expansiondrang befriedigen können). Als zweite Sicherung sollen die Engländer ein aus Egypten und Vorderasien bestehendes Zwischenreich gründen. Egypten besitzen sie schon und in Vorderasien beginnen sie sich einzufressen; aber das müssen sie uns überlassen: Deutschland vermag den Zugang zu Indien noch besser vor russischen Truppen zu schützen, als sie selbst mit ihrer unzulänglichen Landmacht vermöchten, und uns Deutschen gehört dieses Land, weil wir es brauchen und weil es uns braucht. Daß Deutschland ein Gebiet braucht, in welchem sich seine überschüssige Intelligenz bethätigen kann, ohne dem Vaterland verloren zu gehen: darin stimmen Alle überein, auch der Russenfreund und Polenfeind Hötzsch, der, um uns vor einem Konflikt mit Rußland zu bewahren, in den „Grenzboten“ mit dem anonymen Verfasser der Schrift „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg?“ Centralafrika als Tummelplatz und Arbeitfeld empfiehlt. Aber wir brauchen auch Ansiedlerkolonien. Die Beweise fürs Gegentheil habe ich oft widerlegt. Der Rückgang der statistisch erfaßbaren Auswanderung erklärt sich daraus, daß die Zustände Nordamerikas nicht mehr ver-

lockend sind und daß die Einwanderung immer mehr erschwert wird. Die Tausende, die als Kellner und in anderen Stellungen in London, in Paris leben, die als Stromer Italien und den Orient unsicher machen, werden nicht gezählt. Die slavischen Wanderarbeiter brauchen wir nicht darum, weil es an Menschen fehlte, sondern nur, weil der Deutsche bei schweren und schmutzigen Arbeiten und auf dem Dorfe nicht mehr aushält. Freilich finden jetzt die meisten Deutschen Beschäftigung; aber was für welche? Hunderttausende sind mit unnöthiger oder schädlicher bureaukratischer Schreibarbeit, andere Hunderttausende mit der Anfertigung von überflüssigen oder verderblichen Luxuswaaren, wieder andere Hunderttausende mit der Herstellung von Mordwaffen und Schutzmitteln beschäftigt, deren Zwecklosigkeit schon die nächste Generation erkennen wird. Und was die nützlichen und nothwendigen Gewerbe betrifft: trotzdem wir noch in der Hochkonjunktur leben, hat allein der paritätische Arbeitnachweis der berliner Tischler am siebenten Juni 4660 Mitglieder gezählt, die vergebens Arbeit suchten. Wie lächerlich würde in einem Land, in dem Jeder seinen Acker besitzt, ein Mensch erscheinen, der auf den verrückten Einfall geriethe, Arbeitgelegenheit zu suchen! Dem Einwand, daß wir keine Bauern übrig haben, ist entgegenzuhalten, daß daran nur die Landflucht und der Zudrang zu den Schreiberberufen, zum akademischen und halbakademischen Proletariat schuld sind, und dem anderen gegenüber, daß Ostelbien genug Kolonialland enthalte, muß daran erinnert werden, daß dort die Kolonisation zu theuer ist und daß sie nicht so weit gehen darf, wie Die um Naumann und Oppenheimer wollen.

Und wir brauchen Ansiedlerkolonien, weil unsere Volksernährung, ja, die Ernährung der Gesammtbevölkerung der Erde gefährdet ist, wie ich in der „Zukunft" vom dreiundzwanzigsten November 1912 nachgewiesen habe. Zwar ist die Widerlegung des Malthusianismus unanfechtbar, die neuerdings Leroy-Beaulieu (zu welchem Zweck, erräth der Leser) in seinem Buch „La Question de la Population" geliefert hat; aber praktisch gilt sie doch nur, und zwar nur für die nächste Zukunft, unter der Voraussetzung, daß sich die Menschheit über die noch menschenleeren Länder vertheilt und daß überall der Boden rationell bewirthschaftet wird. Keine dieser beiden Bedingungen ist erfüllt. Die Urwälder des östlichen Südamerika werden nicht gelichtet, die sechs Millionen Australier erschweren die Einwanderung in ihren Erdtheil, in Nordamerika und in Rußland wird Raubbau getrieben, in den Vereinigten Staaten geht unter dem Drucke des Fleischtrusts die Farmerei zurück, statt sich auszubreiten (nur im Dominion of Canada steigt die Getreide-

produktion noch, weshalb die Engländer durch den geplanten Zollbund mit Vorzugszöllen für die Kolonien den Produktenüberschuß Kanadas in ihr Land zu leiten versuchen) und Vorderasien ist der Verwahrlosung anheimgefallen. Zwar fressen sich England und Rußland immer tiefer dort ein, aber England hat, seit der Rest seiner Freibauernschaft geschwunden ist, keine bäuerlichen Kolonisten mehr (was nützt uns Südafrika, da wir die nicht haben, meinte zur Zeit des Burenkrieges die Saturday Review; jetzt wird der Vorschlag erwogen, Bauern aus dem übervölkerten Indien nach Mesopotamien zu schicken, das übrigens für deutsche Bauern weniger in Betracht kommt als Kleinasien und Syrien); und die Russen vermögen nicht einmal, die Schätze ihres eigenen Bodens zu heben. Deutschland allein ist fähig und darum berufen, Vorderasien zu kolonisiren. Wenn seine Staatsmänner diesen Ruf ablehnen, gehören sie in den Höllenkreis, in dem Dante den Mann fand, che fece per viltà lo gran rifiuto (den Papst Cölestin V, der berufen war, die Kirche zu reformiren, sich aber vom Kardinal Gaetano einschüchtern ließ und seinen Platz diesem Unhold räumte, der als Bonifaz VIII. den Weg des Verderbens einschlug).

Leider ist es dafür vielleicht schon zu spät, aus zwei Gründen. Erstens, weil die Verstädterung und Verfeinerung bei uns schon so weit vorgeschritten ist, daß wir ohne gründliche Aenderung des jetzt herrschenden Geschmacks kaum das erforderliche Menschenmaterial auftreiben werden. Denn so bequem wie in Posen und Westpreußen könnte es anatolischen und syrischen Ansiedlern natürlich nicht gemacht werden. Dort kommt den preußischen Steuerzahlern jeder Ansiedler 8000 und jede Ansiedlerfamilie 45 000 Mark zu stehen (725 000 000 dividirt durch 92 000 und durch 16 000; reines Geschenk ist das Geld allerdings nicht, da es sich ja mit 2 Prozent verzinst). Dazu wären Männer nöthig von der Art der Pioniere, die Nordamerika und das Kapland besiedelt haben, Hinterwäldler, die in Blockhäusern hausen, Menschen, wie der Bauer Strepsiades, dem nur wohl ist, wenn er „so recht in Speck und Dreck“ im Stall und auf dem Acker schuften kann. (In den „Wolken“ hat Aristophanes ein Karikaturbildchen unserer heutigen Situation gemalt. Des Strepsiades verzärteltes Söhnlein, das der feinen städtischen Mutter nachschlägt, wird Kavalier, verthut das Geld mit Rennpferden, stürzt den Vater in Schulden; Dieser giebt sein Pheidippidion zu den Sophisten in die Lehre, damit sie ihn lehren, wie man die Gläubiger betrügen könne. Der Bursche lernt aber nur, daß der waltende und die Sünde strafende Zeus von der blinden Naturkraft, dem „König Umschwung“ entthront ist und daß es keine Pflichten mehr giebt,

weshalb man seinen Vater prügeln dürfe; der Vater aber wird wüthend und zündet den Sophisten ihre „Denkerbude" über dem Kopf an.) Zu spät vielleicht auch darum, weil uns die Franzosen und die Engländer schon zu viel Wind aus den Segeln genommen haben. Vortreffliche französische Ordensschulen (der Antiklerikalismus ist den Staatsmännern Frankreichs kein Ausfuhrartikel) haben die Anatolier, die Syrier daran gewöhnt, in Frankreich die verkörperte Kultur Europas zu sehen, und von den Engländern wird die Ent- und Bewässerung Mesopotamiens nach einem Plan unternommen, den Sir William Willcocks, der Schöpfer des Wunderwerks von Assuan, ausgearbeitet hat; mit nebelhaften überseeischen Projekten beschäftigt, haben unsere Politiker geflissentlich den Blick abgewendet von dem auf dem Landweg erreichbaren und darum uns durch die geographische Lage zugewiesenen Kolonialgebiet.

Hoffen wir trotzdem, daß sich das Versäumte noch nachholen läßt. Ueber die Form, in der das Reich jene Gebiete in Besitz zu nehmen hätte, brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Ist das neue Deutsche Reich als ein vordem noch niemals dagewesenes Gebilde entstanden, so wird sich auch für eine levantinische Dependenz die geeignete staatsrechtliche Form finden. Der Sultan braucht nicht abgesetzt zu werden. Mit dem Plan, die Türkei als eine Schutzwehr Deutschlands gegen die vermeintlich von England drohende Gefahr zu stärken, sind unsere Türkenfreunde kläglich hineingefallen; und in Asien wird der Sultan mit seinen Arabern, Syrern, Kurden, Armeniern so wenig fertig werden, wie er diesseits des Bosporus mit seiner Rajah fertig geworden ist. Er wird ganz zufrieden sein, wenn ihm der deutsche Oberherr eine ähnliche Stellung sichert, wie sie die indischen Maharadschas unter englichem Schutz einnehmen; von hier aus könnte er dann auch seines Amtes als geistlicher Beherrscher aller gläubigen Moslim in aller Ruhe walten und neben ihm könnte, unter deutschem Schutz, der Schah die Schiiten regiren.

Gewiß wird gegen ein solches Unternehmen Rußland so energisch protestiren, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit dem Nachbar unvermeidlich werden dürfte. Aus diesem Grund ist ja bisher immer jeder Hinweis auf eine mögliche Kolonisation Anatoliens als ein halbes Staatsverbrechen behandelt worden. Aber durch den Bau der Anatolischen Bahn hat man sich doch genöthigt gesehen, zuzugestehen, daß wir wenigstens wirthschaftliche Interessen da drunten haben, und hier und da wagt man auch, durchblicken zu lassen, daß sich, wie Englands Praxis beweist, das

Politische vom Wirthschaftlichen nicht reinlich scheiden läßt. In der letzten Balkankrise ist vom Anwachsen der Slavenmacht so viel die Rede gewesen, daß sich unsere Politiker an den Gedanken eines Krieges gegen östliche Nachbarn schon gewöhnt haben; ist doch die große Wehrvorlage vom Reichskanzler, vom Kriegsminister und (privatim) vom Feldmarschall von der Goltz hauptsächlich mit der durch den Balkankrieg geschaffenen Lage begründet worden. Und mit einer Gefahr im Osten kann nur die von Rußland drohende gemeint sein.

Eine imperialistische englische Wochenschrift, The Outlook, hat seit Monaten auf den Machtzuwachs hingewiesen, den die jüngsten Ereignisse dem Zarthum beschert haben, und müht sich, nachzuweisen, daß England mit dem Untergang bedroht sei, wenn Deutschland niedergeworfen, Oesterreich aufgetheilt, Polen jeder Hoffnung beraubt sein, Rußland bis an die Oder, Frankreich bis an den Rhein herrschen werde. Rußland ist die von Deutschen (der rein deutschen Dynastie und der Intelligenz baltischer und eingewanderter Deutschen) gegen Deutschland organisirte Slavenmacht. Die deutschen Organisatoren haben vollbracht, was sich mit einigen Dutzend Millionen Menschen von der aus der russischen Literatur und den Mittheilungen so zuverlässiger Beobachter wie Sir Donald Mackenzie Wallace bekannten Eigenart machen ließ; sie haben eine prachtvolle Großmachtfassade gebaut und sie mit einer klugen Diplomatie, einer geschickt geleiteten Finanzwirthschaft und einer gewaltigen Armee gestützt. Die russische Psyche vermochten sie nicht umzubilden und darum die wirthschaftliche und Kulturgrundlage des modernen Großstaates, zu der vor Allem eine ehrliche Verwaltung gehört, nicht zu schaffen. (Masaryk versucht im Maiheft von Ernst Horneffers Zeitschrift „Die Tat“ das Uneuropäische der russischen Eigenart daraus zu erklären, daß Rußland noch im Mittelalter stecke. Was der unklare Begriff Mittelalter nicht Alles erklären soll! Die Deutschen, Italiener, Engländer, Franzosen sind im sogenannten Mittelalter ganz andere Kerls gewesen als die heutigen Russen sind; jede dieser Nationen hat eine eigenthümliche, von der ihrer Nachbarn verschiedene, höchst werthvolle Kultur geschaffen. Die Russen werden, so lange sie bleiben, was sie heute noch sind, niemals Kulturgüter schaffen.) Durch Extension suchen die deutschrussischen Staatsmänner die fehlende Intensität, die Schöpferkraft, zu ersetzen. Ein ungeheures Gebiet haben sie zusammengerafft und sie spüren noch nichts von Sättigung. Schon fürchten die Skandinaven, das russifizirte Finland und die dort angelegten unrentablen, darum als militärisch zu deutenden Bahnen würden als Brücken nach Schweden benutzt

werden, und es ist nicht abzusehen, warum der unersättliche Ausdehnungdrang am Niemen und an der Weichsel Halt machen sollte. Ob die jetzt gute Finanzlage Rußlands als Symptom eines wirthschaftlichen Aufschwunges gedeutet werden darf, ob die eingeleitete Agrarreform ihr Ziel erreichen wird, kann man heute noch nicht wissen; sollte es so sein, so würde die Gefahr erhöht; die Möglichkeit mahnt also, die unvermeidliche Auseinandersetzung zu beschleunigen. Die Niederwerfung Rußlands hätte zugleich die Wirkung, daß deutsche Intelligenz und deutsches Kapital reichlich in Rußland einströmen. Das deutsche Kapital würde nicht, wie das französische, auf Kriegsrüstungen und kriegerische Unternehmungen, sondern auf Bodenmeliorationen und industrielle Anlagen verwendet werden, den Bodenertrag erhöhen und so den Russen selbst und der ganzen Kulturwelt nützen.

Worin besteht denn die durch den Balkankrieg herbeigeführte Aenderung der Lage, die von den Franzosen allein als Besserung, von den Politikern anderer Staaten als Verschlimmerung aufgefaßt wird? Darin, daß einige slavische Kleinstaaten erstarkt sind, von denen angenommen wird, daß sie in einem Krieg Rußland gegen die zwei deutschen Reiche Heeresfolge leisten würden. Damit ist für Oesterreich und das Deutsche Reich der den Westslaven gegenüber innezuhaltende Kurs klar vorgezeichnet: diese Slaven müssen für uns gewonnen werden. Das ist nicht übermäßig schwer. In der Debatte des österreichischen Abgeordnetenhauses über die auswärtige Politik im Mai erklärte Dr. Korosec, der Sprecher der Slovenen: „Die Südslaven der österreichisch-ungarischen Monarchie gravitiren nicht nach außen und suchen ihr Heil nicht jenseits der Grenze“; und der tschechische Radikale Dr. Soukup sprach: „Wir leben in Oesterreich und wir wollen Oesterreich. Denn wir wissen, daß wir Tschechen als ein Kleinstaat zur Ohnmacht verurtheilt sein würden, und wir wollen im Zeitalter des Weltverkehrs einem großen wirthschaftlichen Gebilde angehören.“ Der Hauptfehler der österreichischen Politik im Balkankrieg ist meiner Ansicht nach gewesen, daß sie mit ängstlicher Nörgelei die Fortschritte der Serben zu hemmen suchte, statt sie durch deutlich erkennbares Wohlwollen zu fördern. An der Thatsache, daß die Halbinsel fortan den Slaven und den Griechen gehört, ließ sich nichts mehr ändern und die Gefahr eines Aufstandes und Abfalls der österreichischen Serben könnte, wenn sie drohte (was, wie aus den eben erwähnten Bekenntnissen von Slavenführern hervorgeht, gar nicht der Fall ist) nicht durch die Schwächung der unabhängigen Serben abgewendet werden, sondern nur durch eine solche Behandlung der österreichischen Serben, daß Diese keine Ursache haben, ihre unab-

hängigen Volksgenossen zu beneiden. Sich unter den Balkansla-
ven Freunde zu machen, wird Oesterreich noch genug Gelegenheit
haben. Die Kulturarbeit, die Oesterreich in Bosnien geleistet hat,
werden ja die unabhängigen Völker selbst leisten müssen, aber öster-
reichisches Kapital und österreichische Intelligenz werden sie dabei
nicht entbehren können. Oesterreichisch aber ist in diesem Zu-
sammenhang gleichbedeutend mit Deutsch, weil das Deutschthum
Oesterreichs Kopf ist, die Slaven meist nur ausführende Hände sind.
Schon ehe ich in der „Zukunft“ den Hinweis Bismarcks auf die
deutsche Reichsverfassung als ein Vorbild für die österreichische
Balkanpolitik gelesen hatte, schien es mir als das Natürlichste, daß
Oesterreich danach streben müsse, das Haupt eines Balkanbundes
zu werden. Die Herrschaft des engherzigen Agrarierthums freilich,
das serbisches Vieh nicht nach Wien hinein lassen will, muß ge-
brochen werden, wenn Oesterreich zeitgemäße Weltpolitik treiben
soll, wie denn überhaupt die Zeit der zollpolitischen Krähwinkelei
abgelaufen ist. Schutzzölle haben heute, wo Naturwissenschaften
und industrielle Technik das Gemeingut aller Völker geworden
sind, keinen Sinn mehr; und der Landwirthschaft Mitteleuropas
kann nicht durch Schutzzölle das Dasein gesichert werden, sondern
nur durch Herstellung eines großen, sich selbst genügenden Wirth-
schaftgebiets, das keiner Lebensmitteleinfuhr mehr bedarf. Den
Anfang muß die Zolleinigung zwischen dem Deutschen Reich und
Oesterreich machen, wodurch zugleich die Schnittwunde von 1866
geheilt wird; denn dynastische Rücksichten dürfen die Einigung
aller Deutschen nicht auf die Dauer verhindern. Dann müssen die
Schweiz und die Niederlande einbezogen werden, die sich vorläufig
vor dem Deutschen Reich fürchten, weil Preußen durch die unge-
schickte Behandlung der Bewohner seiner „Ost-, Nord- und West-
marken“ alle Nachbarn erschreckt. Mit den Skandinaven zu-
sammen, die sich vor Rußland fürchten und die als Germanen und
edelste Kulturvölker zu uns gehören (gegen das asiatische Rußland
muß überhaupt das gesammte Europa, die alte Hälfte der Kultur-
welt, zusammenstehen) und nach Angliederung des Balkans und
Vorderasiens haben wir dann ein Gebiet, dem die Autarkie ge-
sichert ist, das sich neben Amerika, England, Rußland und China
sehen lassen kann; die jetzigen sogenannten Großmächte Europas
sind ja doch, außer England und Rußland, nach dem heutigen
Maßstabe nur Kleinstaaten. Von den Aussichten, die sich zunächst
für Oesterreich eröffnen, ist Niemand weniger erbaut als die Mag-
yaren. Einer ihrer Professoren empfiehlt die Gründung eines pan-
turanischen Bundes als Gegengewicht gegen den Panslavismus.
Der wird den Herren wenig nützen. Die Slaven in Trans werden

das Recht ihrer Zahl zur Geltung bringen, die Deutschen werden sich, wenn sie den Kopf oben behalten, als Leiter der Slavenschaft behaupten (erst recht, wenn eine engere als die bisherige Einigung zwischen den österreichischen und den Reichsdeutschen hergestellt sein wird) und die ungarische Gentry, deren Mißwirthschaft jetzt offenbar geworden ist, wird ihre Rolle ausgespielt haben.

Das Selbe wie für die Serben gilt nun natürlich auch für die Polen. Dieser Zweig der Westslaven hatte bisher am Wenigsten Anlaß und Neigung, sich unter russische Führung zu stellen (Rußland, meint C. Cz., gehört zu Asien, wir Polen sind Westler, Europäer); jetzt aber ist Gefahr im Verzug, weil ihn der Kulturkampf und die Ausnahmegesetze uns zum Feinde gemacht haben und deshalb in Rußland eine starke Strömung für die Versöhnung mit Polen entstanden ist. Polen wie S. von Turno, dessen Schrift „Zum Enteignungprojekt“ Aufsehen erregt hat, betheuern (ob aufrichtig, mag dahingestellt bleiben), daß sie die Wiederherstellung Polens für einen unrealisirbaren Traum halten und daß, wenn dieser Traum wider Erwarten dennoch verwirklicht werden sollte, das neue Königreich auf den Umfang des russischen Antheils beschränkt bleiben und an die Abreißung unserer polnischen Provinzen nicht gedacht werden würde. Aber die Wiederherstellung Polens ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Rußland leidet an einer inneren Gährung, die sich jeden Tag zu einer neuen Revolution steigern kann, in der den Ruthenen, Polen, Balten, Finen die Befreiung vom russischen Joch nicht allzu schwer werden würde. Im Mai hat in einer Dumasitzung der Sprecher der Oktobristen, der gemäßigten und loyalen Verfassungpartei, das allgemeine Urtheil über die Polizeiwirthschaft von heute in die Worte zusammengefaßt: Schlimmer als unter Plehwe! Ein polnischer Kleinstaat aber würde mit einer vernünftigen Verfassung und einer tüchtigen Dynastie (es müßte eine deutsche sein; denn nur unter deutscher Leitung prosperiren die Völkchen Halbasiens) schon lebensfähig sein, weil auch in Rußland die Polen sich wirthschaftlich herausarbeiten, nach Bildung streben und ihre unter ungünstigen Verhältnissen erworbenen Charakterfehler abzulegen bemüht sind. Man könnte als Erklärungsgrund und Entschuldigung für die preußische Polenpolitik annehmen, die preußischen Staatsmänner hätten diese Eventualität schon vor dreißig Jahren ins Auge gefaßt; doch solche Entschuldigung würde bei genauerem Zusehen in die härteste Verurtheilung umschlagen, denn es gilt ja dann das Selbe, was von der österreichischen Serbenpolitik gesagt worden ist: die preußischen Polen müssen so gestellt werden, daß sie keine Ursache haben, ihre Brüder in neuen Königreich zu beneiden; und

sehr beneidenswerth würden die auch wirklich nicht sein, denn ihr neuer Staat würde mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und an vielen Gebrechen leiden; er würde, gleich allen Westslavenstaaten, deutscher Hilfe und deutschen Schutzes bedürfen.

Dem Gründer des Deutschen Reichs darf man es nicht übel nehmen, daß er statt des polenfreundlichen nach Möglichkeit den russenfreundlichen Kurs innegehalten hat. (Im Juni 1892 berichtete in der Neuen Freien Presse ihr Herausgeber über eine Unterredung, die er mit dem „auf der Hochzeitreise" in Wien weilenden Altreichskanzler gehabt hatte. Bismarck bedauerte, daß der Draht nach Rußland gerissen sei, zum Theil durch die Schwenkung der preußischen Regirung in der Polenpolitik.) Die geschichtliche Entwickelung hatte den Deutschen zwei großmächtliche Dynastien und Franzosen als Grenznachbarn beschert und für die Operationen, die nothwendig waren, wenigstens den größten Theil Deutschlands kampffähig zu machen, mußte durch Gefälligkeiten die wohlwollende Neutralität Rußlands erkauft werden. Dazu kam, daß Bismarck sein Werk beständig von französisch-polnisch-klerikalen Ränken bedroht sah. (Wie weit diese Ränke Wirklichkeit waren, wie weit ihm nur von seiner Diplomatenphantasie vorgespiegelt wurden, vermag ich nicht zu beurtheilen.) Daß aber die maßgebenden Politiker mit Begeisterung in den polenfeindlichen Kurs einschwenkten, erklärt sich aus dem Umstande, daß die Polen römische Katholiken sind, Rußland dagegen seine römischen Katholiken unterdrückt. Da Bismarcks große Rede vom achtundzwanzigsten Januar 1886 nicht die Spur einer hinreichenden Begründung von Maßregeln „zum Schutz der deutsch-nationalen Interessen in den östlichen Provinzen" enthielt, die hakatistische Phraseologie aber damals noch nicht erfunden und verbreitet war, konnte sich, abgesehen von den wenigen Eingeweihten, Niemand die ungeheuerlich erscheinende Aktion erklären und Windthorst meinte, wahrscheinlich sei es das von dem verunglückten Kulturkampf her stecken gebliebene Gift, das in dieser Vorlage herausfahre. Es giebt nichts, was die gescheitesten Leute so dumm macht wie ein aus Haß geborenes Vorurtheil. Wie in der Balkanfrage alle „Aufgeklärten" Europas die dupes ihres Christenthumhasses geworden sind*), so waren die konservativen, freikonservativen

*) Als die Italiener nach Tripolis dampften, wurde ihre „Barbarei" sogar in einer angesehenen Monatsschrift gegeißelt, deren Herausgeber nichts weniger ist als ein Bonze des Atheismus; in den höchsten Tönen besang der Verfasser der Philippika die der christlichen weit überlegene Kultur und Humanität der Mohammedaner. Es ist hier nicht der Ort, den Islam und das Christenthum auf ihre Kultur-

und nationalliberalen Herren bei der Kriegserklärung an die Polen die dupes ihres Katholikenhasses.

Umschwenken in der Polenpolitik: Das ist also die Grundbedingung einer vernünftigen Auslandspolitik. Diese muß imperialistisch sein, wie der wenig zutreffende und vielfach falsch angewendete Modeausdruck lautet. Gemeint ist damit, daß jedes gesunde Volk nach so viel Bodenraum strebt, wie es für seine Kopfzahl und Kraft braucht. Der „Imperialismus" der Nordamerikaner und der Russen ist Unsinn, weil Beide noch weit davon entfernt sind, ihren eigenen Boden bewältigt zu haben (die Nordamerikaner noch weiter als die Russen; deren Expansiondrang kann übrigens dadurch die weltgeschichtliche Berechtigung erlangen, daß sie in der Mandschurei und der Mongolei einen Schutzwall Europas gegen die gelbe Rasse aufrichten). Auch für die Franzosen ist Expansion keine Daseinsbedingung; sie brauchen, dank ihrer neomalthusischen Praxis, Kolonien nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und als Tummelplatz für ihre unruhigen Köpfe. Dagegen ist der deutsche Imperialismus eben so berechtigt und nothwendig wie der englische. Das Mißverhältniß unserer Bodenfläche zu unserer Kopfzahl und Volkskraft und die militärische und wirthschaftliche Mißgestalt des neuen Deutschen Reiches sind so auffällig, daß uns kein Mensch in der ganzen Welt für saturirt hält und Niemand den Betheuerungen unserer Friedensliebe Glauben schenkt. Was auch die Antimalthusianer sagen mögen: Uebervölkerung erzeugt unfehlbar einen Konkurrenzkampf, der mit Charakter verderbenden Mitteln geführt wird, und Massenelend. Das englische ist bekannt. Um Belgien steht es nicht besser. (Im Jahr 1890 petitionirten deutsche Fabrikanten um Erhöhung des Eingangszolls auf Leinengarn wegen der belgischen Konkurrenz, die fünfjährige Kinder vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen zu arbeiten zwinge.) Und auch bei uns ist der Daseinskampf nicht mehr der schöne, adelnde Kampf gegen eine spröde Natur, sondern der häßliche, unlautere Konkurrenzkampf zwischen Menschen mit widerwärtiger Reklame; eine Hundebalgerei um den Knochen eines Aemtleins, einer Kundschaft, einer Arbeitstelle. Die Zeit, wo Jeder als neidloser Ackerbauer von seiner Scholle lebte, ist für immer vorbei. Ein Theil mußte vom

werthe zu prüfen; und daß der gemeine Türke das Lob verdient, das Viele ihm spenden, bestreite ich nicht; aber die Ursachen des unvermeidlichen Zusammenbruches der Türkei lagen so offenbar vor aller Welt Augen, daß die Blindheit der Politiker dagegen nur aus ihrem Vorurtheil für alles Nichtchristliche erklärt werden kann.

Boden weggedrängt und zum Gewerbebetrieb gezwungen werden, damit sich in Industrie und Handel, in Wissenschaft und Technik und einem komplizirten Gesellschaftbau höhere Civilisation und höchste Kultur entfalten konnte. Aber dieser Prozeß hat gleich jedem Entwickelungprozeß sein Optimum und sein Maximum; das erste ist bei uns überschritten und wir nähern uns dem zweiten. Unsere Naturgrundlage ist zu schmal geworden und die ergänzende künstliche Grundlage der Papierwerthe kann jeden Tag zusammenbrechen. Wir haben, dank der preußischen Polizei, keine Slums wie London und Manchester, aber genug Keller-, Boden- und Hofwohnungen, in denen Arbeiter-, Kleinbürger- und Beamtenkinder verkümmern. Neben sie und neben die allgemeine Unzufriedenheit stelle man die glücklichen Argentinier, die der Feldmarschall von der Goltz im Bericht über seine Reise beschrieben hat, diese frohen und stolzen Menschen, die sich auf ihrer weiten Ebene ausbreiten können und von denen keiner zu verkümmern braucht.

Ist einmal der richtige Kurs eingeschlagen, dann werden unsere Offiziere nicht mehr mit der gräßlichen Redensart gepeinigt werden, sie seien da, den Frieden zu erhalten, also sich selbst den Zugang zur Ausübung ihres Berufes zu sperren; sie werden dann offen, frei und stolz verkünden dürfen: Unsere hohe Aufgabe ist, für den Nachwuchs unseres Volkes Raum zu schaffen und an der Sicherung des Kulturweltbedarfes zu arbeiten.

Hat dagegen die Regirung nicht die Absicht, dem Zarthum auf dem Balkan und in Vorderasien entgegenzutreten, hegt sie keine Besorgniß vor Eroberungsgelüsten Rußlands und ist sie entschlossen, nach wie vor dem östlichen Nachbar durch Bekämpfung der Polen und durch die Ausweisung von russischen Revolutionären gute Dienste zu leisten, dann hatte die große Wehrvorlage, die völlig berechtigt ist, wenn die Dinge so liegen, wie ich sie beschrieben habe, keinen Sinn; sie ermangelte völlig der Begründung und mußte vom Reichstag einmüthig a limine zurückgewiesen werden. Unsere Offiziere aber bleiben dann, was sie die letzten vierzig Jahre gewesen sind: Nachtwächter zur Behütung eines Friedens, den kein Mensch in der ganzen Welt bedroht; denn die Franzosen denken nicht ohne russische Hilfe, die Engländer überhaupt nicht an Krieg. Die Russen aber werden sich hüten, einen Krieg anzufangen, um den Franzosen zum Elsaß zu verhelfen; sie pflegen die Freundschaft mit Frankreich, weil sie dessen Kredit brauchen und weil sie den natürlichen Ausdehnungdrang des deutschen Volkes fürchten müssen.

Neisse. Dr. h. c. Karl Jentsch.

Russen, Magyaren, Osmanen.*)

Die Volkszahl wächst in Rußland wie in keinem europäischen Staat; und die Zeit, wo dieses Wachsthum ähnlich abnehmen könnte wie in Europa, liegt in nebelhaften Fernen.**)

Daß das Uebergewicht des Zarenthums im eigenen Lande durch staatliche Lostrennung der nichtrussischen Völker vom Reich einmal gebrochen werden könnte (woran Gumplowicz denkt), ist ein schöner Traum, der bei dem siegreichen Fortschreiten der Russifizirung recht wenig Aussicht auf Verwirklichung hat. Denn unheimlich ist die Kraft dieses immensen Volkskörpers; sie reicht vollauf hin, um den fernen Osten und den Westen ständig in Athem zu halten. Keine Kriegsniederlage vermindert sie merklich. Die ausgedehnteste Korruption in der Verwaltung, ein beliebter Gegenstand für den Spott der Westeuropäer, ist dem Russenthum keine Gefahr, die zu Zersetzung und Katastrophen führen könnte. Da sie seit undenklichen Zeiten geübt wird, hat das öffentliche Leben Rußlands, so zu sagen, eine Art Immunisirung dagegen erlangt und die Zähigkeit des Mongolismus übersteht auch diese Probe ohne tiefgreifende Erschütterung. So steht Rußland, der schlimmste Feind des Europäerthums, mit wachsamem Auge im Osten, immer bereit, seine Schaaren wieder gegen den Westen zu schicken, wenn es gerufen wird oder sich gerufen fühlt, um Allem Helfer zu sein, was mitten in Europa antieuropäisch heißt. Der aussichtlose Versuch, gegen den Osten vorzudringen, wird wohl vom ver-

*) „Völker, Vaterländer und Fürsten; ein Beitrag zur Entwickelung Europas“: so nennt Herr Karl Techet das Buch, das er im münchener Verlag von Lothar Joachim erscheinen läßt; das, weil es besonders ausführlich Osteuropa behandelt, in eine der Aufnahme günstige Stunde fällt und dem hier deshalb Bruchstückchen entnommen werden. Das Vorwort des lehrreichen Bandes schließt mit den tapferen Sätzen: „Meine Anschauungen können abgeurtheilt werden, nicht aber das Festhalten einer Idee, deren Quell die angeborene Denkart mit ihrer Erkenntniß von Gut und Nützlich ist. Dem treu geblieben zu sein, beruhigt über manchen Nachtheil, der die Person trifft, wenn ihre Sache gegen den Strom von öffentlicher Gunst, Macht und Gewalt ausharren muß.“ Das Buch ist vor dem Balkankrieg geschrieben worden.

**)

Bewohner am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Millionen		Ergebnisse der letzten Volkszählungen
Rußland	47	113,9
England	15	45
Deutschland	24	64
Oesterreich-Ungarn	22	53
Frankreich	29	39
Italien	20	34,3
Spanien	25	19,9

einigten Westen nie wieder unternommen werden. Tolstoi feiert diese Niederlage unter dem Korsen; aus ihm spricht die russische Volksseele: Wir Russen, wir Mongolen immerzu und überall gegen Euch Europäer! Muß Europa nicht Alles segnen, was solche Feinde seiner ungestörten Entwickelung fern hält, und Bewegungen verwünschen, die dem Russenthum zu geistigem Einfluß auf europäischem Boden verhelfen wollen?

Die europäischen Slaven haben heute noch viele Feinde und Gegner. Denen liefern sie die Basis zu schwerster Anklage, wenn der Neoslavismus als eine Brüderschaft gepredigt wird, die von der baltischen Küste bis an die Adria reicht. Auf dem ersten Panslavischen Kongreß ist der schöne Ruf gefallen: „Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!“ Sollen wir daran erinnert werden? Was wollen diese Männer heute? Sich losreißen von Europa und um eines unsicheren Schlagwortes willen ihre besten Errungenschaften in den Dienst des europäischen Erbfeindes stellen? Der Neoslavismus, mag er noch so sehr seine unpolitische Richtung betonen, bleibt in seinen letzten Zielen antieuropäisch, so lange er in den Russen seine mächtigste und unentbehrlichste Stütze sieht*); und Die in seinem Namen Wallfahrten nach Petersburg unternehmen, sind Hochverräther an der europäischen Kultur und Civilisation, Männer, die das Nationalgefühl der Westeuropäer mißbrauchen und entwerthen.

Zum Glück sind die besten und reifsten der Westslaven, allen voran die vorzügliche tschechische Nation, nicht blind gegen die zweifelhaften Seiten des Neoslavismus. Außerdem giebt es unter den Slaven so viele Spaltungen und unüberbrückbare Gegensätze, daß die neue Bewegung daran noch genug Hemmung findet, wobei es eine besonders günstige Konstellation ist, daß sich gerade die Polen als unversöhnliche Feinde zwischen Rußland und unser Westeuropa einschieben. Noch ist die ärgste Gefahr von Europa fern. Es giebt keine Russifizirung außerhalb des russischen Reiches, keinen nennenswerthen Zufluß russischen Blutes in die westeuropäischen Völkerfamilien. Dennoch hätten die sich als slavisch, germanisch und romanisch bezeichnenden Nationen des Westens alle Ursache, das Russenthum zu scheuen, um sich über allen Wechselfällen der Politik und ephemeren Bündnissen von Diplomaten und Dynastien als jene geistige Einheit zu fühlen, die sie nach ihrer gesammten Kultur und Geschichte sind.

---

*) Wenn etwa die Balkanslaven noch immer vom russischen Befreier reden, so muß deutlich gesagt werden, daß sie ihre jetzigen kulturellen Fortschritte, ihre geistige Emanzipation in erster Linie Westeuropa verdanken. Welche fremden Sprachen findet man unter den gebildeten Südslaven am Meisten verbreitet? Etwa das Russische? Nein; sondern zunächst das Deutsche, dann noch das Französische und Italienische. Die südslavische Studentenschaft, die zu Studienzwecken ins Ausland geht, immatrikulirt sich besonders gern an reichsdeutschen und österreichischen Universitäten, aber nicht in Petersburg.

Sonderbar hat es sich gefügt, daß das Russenthum gerade den beiden Staaten bildenden mongolischen Völkern Europas, den Magyaren und den Osmanen, eine sehr natürliche politische Gegnerschaft erweckte. Doch selbst die Magyaren kann der Westen trotzdem nicht ohne sehr getheilte Empfindungen seine Bundesgenossen nennen. Historische Erinnerungen haben dabei nicht mitzusprechen; die Geschehnisse der Gegenwart entscheiden. Viele der Berichte über die alten Magyaren und ihr erstes Auftreten mögen nur mit dem Herzen geschrieben sein, mit einem Herzen, das von Abneigung und Haß gegen Alles erfüllt war, was nicht die damals geltende christliche Prägung besaß, jedoch deshalb als „asiatisch“ noch nicht unbedingt unter den „fanatischen slavogermanischen Mönchen“ stand, die den alten Ungarn das Evangelium predigten: da ist Vambery wohl sicher im Recht. Die Magyaren waren auch nicht nur wilde Reiterhorden, als sie in Europa einfielen. Sie brachten aus ihrer asiatischen Heimath die Kenntniß mancher nützlichen Gewerbe (angeblich sogar die Kunst des Schreibens und Gravirens) und hatten schon unter Arpad den Begriff des Grundbesitzes. Was aber die Magyaren als Ansiedler auf europäischem Boden erlernten, haben sie bis auf den heutigen Tag den Deutschen und Slaven zu danken. Ohne diese beiden Völker und ihre wohlthätige Nachbarschaft wären die Magyaren wahrscheinlich geblieben, was ihre Anverwandten in den Steppen und Einöden Asiens und Kleinasiens noch heute sind. Uns darf genügen, daß auch die meisten ungarischen Gelehrten die Kulturmission der Slaven und Deutschen in vollem Maße anerkennen mußten.

Wir können den jetzigen Magyaren nicht gerecht werden, ohne einen Blick auf ihre ethnischen Verhältnisse und die Herausbildung ihrer Nation geworfen zu haben.

Der heutige Nationalismus der Magyaren, diese furchtbare Geißel aller ihrem Staat angehörenden Völker, steht mit dem Werden und Wachsen des magyarischen Geistes und seiner heutigen Form in unmittelbarem Zusammenhang; jeder Pulsschlag aus den fernsten Zeiten zittert bis in die allerjüngsten nach. Sturmartig, gleich den Hunnen und Awaren, bricht dieses Mongolenvolk über Europa herein; besiegt, ersteht es, nach den Worten eines Zeitgenossen, „in desto größerer Zahl, wie die Frösche, die der Sumpf erzeugt“. Hunnen und Awaren verschwanden, die mongolischen Bulgaren verschmolzen bald mit der einheimischen Bevölkerung, von den Türken erhielten sich nur spärliche Reste auf europäischem Boden; nicht so die Magyaren. Stück vor Stück mußte ihnen von ihrem Asiatenthum abgerungen werden. Mit beispielloser Zähigkeit hängen sie an ihrem Glauben, ihren Sitten und Gebräuchen, und als ihnen das Christenthum und die veränderte Lebensweise neue Züge aufprägen, bleibt doch der Kern ihres Wesens, die Nationalität, erhalten, mit deren Kraft sie die anderen Völker Pannoniens frühzeitig assimiliren*) oder doch bemeistern.

*) Doch haben natürlich auch die Magyaren einige Volkstheile an

Die Grundlage dieser bewundernswerthen Resistenz findet man, wenn an irgendeine Lösung gedacht werden kann, in dem zähen, harten Türkenthum, das trotz finisch-ugrischer Beimischung den Charakter der alten Magyaren ausmachte und wovon bis heute, obwohl in unendlicher Verdünnung, deutliche Spuren zurückblieben.*) Es ist, wie Vambery zugiebt, nur eine „übel angebrachte Nationaleitelkeit“, die Verwandtschaft des Magyaren mit dem wilden Turko-Tataren abzulehnen, um ihn dem Finenthum näher zu stellen. Türkisches Blut ist den Magyaren weiterhin durch Petschenegen und Kumanen beigegeben worden (die Kumanen langten erst im dreizehnten Jahrhundert, am Abschluß ihrer Einwanderung, an). Dennoch können wir heute, nachdem Jahrhunderte hindurch slavisches, germanisches und walachisches Blut den magyarischen Volkskörper durchsetzt hat, kaum noch Etwas von einer Rasse oder einem magyarischen Typus entdecken, die uns die Urform mit den „tief liegenden Augen“ und „dem niederen Wuchs“ halbwegs wiedergeben. Die Magyaren von heute zeigen, genau wie die „arischen“ Europäer, eine Unzahl von Kombinationen: gelbliche und weiße Haut, dunkle Haare und Augen, aber auch Blonde mit blauen Augen.**) Janko führt uns eine Reihe prächtiger „magyarischer Typen“ vor, wie man sie zum Theil, doch eben nur zum Theil, kaum im westlichen Europa wiederfinden dürfte, aber die Originale zu diesen Bildern mußten unter der Bauernbevölkerung sorgsam ausgesucht werden.

Nicht jeder charakteristische, doch jeder „mongolische“ oder „asiatische“ Zug ist schließlich aus der Physiognomie des gebildeten Magyarenthums der oberen und mittleren Stände geschwunden. Wir könnten sie danach (was auch für viele Osmanen oder Russen gölte) als Europäer ansehen. Das Aeußere allein entscheidet jedoch nicht. Nach Dem, was der heutige Nationalismus der Magyaren vollbringt und an kulturellen Folgen hervoruft, müssen wir sie in ihrem Staatsbereich als ein sichtbares Hemmniß der ungehinderten nationalen Entwickelung der von ihnen abhängenden Völker ansehen: und daraus entspringt das Antieuropäische ihrer Stellung.

Hineingepreßt wurde, wie Vambery treffend bemerkt, der Magyar in seine europäische Umgebung. Nun, da sich diese ihres gesonderten Volksthums immer deutlicher bewußt ward, sieht er seine ehemaligen Lehrmeister als Feinde vor sich. Der Selbsterhaltungtrieb, verbunden mit einem angeborenen Willen zur Herrschaft, steigert sich in ihm

---

die Nationalitäten abgegeben. Unter dem Einfluß der hussitischen Bewegung sollen viele Magyaren slavisirt worden sein. Rumänen magyarischer Abstammung giebt es in mehreren Gebieten.

*) Schon Gobineau wendet sich gegen die Annahme einer Verwandtschaft von Finen und Türken. Daß die magyarische Sprache der finischen am Nächsten stehe, widerlegt Vambery.

**) Der Magyar der Tiefebene ist klein, eben so der Kumane, groß und blond der Szekler Siebenbürgens.

bis zu blinder Sucht und krankhafter Reizbarkeit. Ein schwerer Kampf auf allen Linien, der Kampf der Minorität, die ihre schrankenlose Herrschaft überall bedingungslos, um jeden Preis und mit allen Mitteln, gegen die weitaus überwiegende Majorität der Nationalitäten durchsetzt.

Der Kampf war unausbleiblich. Die Behauptung ist verfehlt, er sei gemacht und werde nur künstlich, durch politische Parteien, aufs Aeußerste getrieben. Nein: das Magyarenthum hat vielmehr alle Ursache, seine Kräfte aufs Höchste anzuspannen, denn selbst die offizielle Statistik vermag nicht mehr als 43 Prozent, gegen 57 Prozent der verschiedenen Nationalitäten, herauszubringen. Allerdings tritt als wichtiger Umstand nun noch das politische Händlerthum, repräsentirt von Magyaren und noch mehr Ueberläufern aller Nationalitäten, in Aktion; aber es könnte seine Geschäfte ohne den durch die Natur der ethnischen Verhältnisse verbürgten Nationalismus nicht so zu staunenswerther Blüthe emportreiben, wie es heute geschieht. Daraus entwickelt sich jenes Magyarenthum, das, im Bewußtsein seiner numerischen Schwäche, nur auf die Vermehrung der Zahl sieht und wahllos alle Elemente aufnimmt, die ihm einzig aus dem Grunde zuströmen, weil sie ein glatter, praktischer Geschäftssinn der Macht folgen heißt: die offenbare Herabstimmung des Nationalbegriffes, dessen vollkommene Entwerthung in kulturellem Sinn auf diesem Weg angebahnt wird.

Keine europäische Nation konnte jemals in gleichem Maß und mit gleichen Mitteln arbeiten, obwohl keine vor Trug, List und Gewalt in ihren Entnationalisirungsbestrebungen zurückscheute. Man soll nicht die versuchte Germanisirung der Polen herbeiziehen. Das allgemeine Rechtsgefühl mag dabei schon empfindlich berührt worden sein, aber die materielle Lage der sonst so scharf bekämpften Polen hat sich unter der deutschen Verwaltung geradezu gehoben. Der magyarische Nationalismus dürfte nicht mit gleichen Beispielen dienen können. Er will den Nationalitäten ihr Volksthum nehmen und bietet ihnen dafür nichts, nichts als eine Sprache, deren Gebiet man in einigen Stunden Bahnfahrt durchmißt. Ein ungeheurer Verlust, darob die deutsche Weltsprache aufzugeben oder nur radebrechen zu lernen, ein Verlust aber auch für den Slaven oder Romanen, deren Idiome als Zweige weit ausgebreiteter europäischer Sprachstämme an ideellem Werth und praktischer Bedeutung noch immer über dem Magyarischen stehen. Wer heute als Landfremder den Boden Ungarns betritt, wird sich in den echt magyarischen Ortschaften sicher ganz außerhalb Europas fühlen*), jedoch ein gastfreundliches, gescheites und höfliches Volk kennen lernen,

*) Auch der gebildete Magyar scheint sich in seinem Staat außerhalb Europas zu fühlen. Vambery schreibt, ihm habe das reiche Quellenmaterial der europäischen Großstädte gefehlt, und schließt mit: „Budapest, im September 1882". Ein Plakat der Königlich Ungarischen Plattenseedampfschiffahrtgesellschaft (ausgegeben 1907) zeigt die treuherzige Versicherung: „Natürlicher Wellenschlag, historische Naturruinen, europäischer Komfort."

einige stark deutsche Städte mit europäischen Schliff und rege Ueberläufer, die das Ungarthum preisen. Ungarn ist da noch nicht. Unter der freundlichen Hülle tobt ein harter, grausamer Kampf, arbeitet Uebelwollen, Haß und bittere Verfolgung. Hier ist nicht Europa. In diesem Lande der ältesten Verfassung unseres Festlandes tagt eine Ständeversammlung als Parlament, werden die Wahlen stets mit Militärgewalt durchgeführt, florirt noch der politische Mord und ist der Bürger, dem nicht ein bedingungloses Ungarthum eigen, vogelfrei. Sumpfland entzieht der Landwirthschaft den Boden, Gefechte zwischen Zigeunerbanden und Gendarmen spielen sich auf dem flachen Lande ab und Ignoranz lastet auf dem unglücklichen Volk, auch dem magyarischen, das in den eleganten Klubs der Hauptstadt keinen Sitz, keine Stimme hat.

Der Kampf dauert fort. Seinen Ausgang kann wohl auch der Bestinformirte nicht ahnen. Die Zahl spräche gegen die Magyaren und für die Nationalitäten*); und auch die Siedelungverhältnisse geben manchen erwünschten Aufschluß. Rings umfaßt von fremdem Sprachgebiet, ist das magyarische in zwei völlig getrennte Theile zerrissen, zwischen denen einzelne magyarische Inseln eine Brücke eben nur andeuten, ohne sie wirklich herzustellen. Das Szeklerthum Siebenbürgens ist von den Magyaren der Donau-Theiß-Ebene so gut wie isolirt. Nirgend, weder westlich von der Donau noch östlich von der Theiß, noch zwischen den beiden Strömen war der Magyar im Stande, ein geschlossenes Sprachgebiet von halbwegs beträchtlichem Umfang herauszubilden. Inseln deutschen Volksthums durchsetzen den magyarischen Boden nach allen Richtungen, die Kroaten überspringen selbst eine natürliche Grenze, die Drau, um ein Bedeutendes, weit in den Süden reichen die Slovaken und noch auf fernmagyarisches Terrain der Hajduken und Kumanen schieben sich deutsche, rumänische, kroatische und slovakische Siedelungen vor.

Die Zahl und andere natürliche Bedingungen entscheiden allerdings nicht allein, wo die Entnationalisirung viele andere wirksame Mittel auf wirthschaftlichem, politischem und religiösem Gebiete verwenden kann. Und der Magyar weiß diese Mittel mit skrupelloser Gewalt und Raffinement zu gebrauchen. Vielleicht sind ihm die Ru-

*) Die Feststellung der Nationalität ist bei jeder Volkszählung, selbst bei gutem Willen der Behörde, eine sehr schwierige Sache und fast unmöglich, wenn dieser gute Wille fehlt. Nach der letzten Volkszählung (1911) hätten die magyarischen Komitate die stärkste Vermehrung gezeigt, ein Ergebniß, das der offiziellen Statistik wohl von vorn herein feststand. Von den Bewohnern des gesammten Königreiches sind ungefähr: 8000000 Magyaren, 2670000 Serbokroaten, 2100000 Deutsche, 2650000 Rumänen, 2000000 Slovaken, 380000 Ruthenen, 164000 Slovenen, der Rest (annähernd 3 Prozent) Bulgaren, Griechen, Albanesen, Armenier, Italiener, Zinzaren und Zigeuner. Die offizielle Rhetorik spricht nur von „der Nation“ und kennt nur einen ungarischen „Nationalstaat“.

mänen, wenn sie erst ganz aus ihrem tausendjährigen Schlaf erwacht sein werden, die standhaftesten seiner Gegner. Die Sachsen stehen ja abseits und den Schwaben fehlt die Kraft einer nationalen Religion. Man schreibt dem Rumänen gute Anlagen zu, darunter auch Ausdauer, Standhaftigkeit, große Beharrlichkeit und, obwohl es hierin selbstverständlich Ausnahmen genug giebt, ein ungemein zähes Festhalten an seiner Nationalität. Die Volksvermehrung scheint günstig zu sein. Rösler hatte einst den Magyaren und Sachsen geradezu ein Aufgehen in den Rumänen prophezeit. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es ein Bündniß zwischen den Magyaren, Szeklern und Sachsen gegen die Rumänen, wozu vielleicht deren Anwachsen beigetragen haben mag. Ihre Zahl soll sich in Oesterreich-Ungarn in den letzten hundert Jahren verdreifacht haben.*) Hervorzuheben wäre noch das offenbare Verständniß der Rumänen für den Werth der deutschen Kulturarbeit und der deutschen Sprache, die auch im Königreich Rumänien eine große Schätzung genießt.**)

Ein Volk mit der Veranlagung der Rumänen hätte Aussicht, einstmals Mittler zwischen Orient und Occident zu werden; es hätte Anspruch auf eine bessere Zukunft. Ob sie ihm in den Grenzen Ungarns werden kann, ist unbestimmt, so unbestimmt wie das Los aller Nationalitäten unter magyarischer Gewaltherrschaft. Die Politik, die Staatsraison handelt nicht nach kulturellen Gesichtspunkten. Die Hoffnungen aller dieser unterdrückten Völker haben kaum noch eine besondere Berechtigung, wenn sie nicht in erster Linie aus dem Glauben an die eigene Kraft entspringen. Wie weit und wie lange diese Kraft noch auszureichen vermag, wissen wir leider nicht. Vielleicht vollbringt die mit allen Mitteln betriebene Magyarisirung, obwohl sie günstige Statistiken ergibt, eine innere Schwächung des Magyarenthumes, die bei einer ernsten Belastungprobe der Nationalkraft offenbar werden müßte.

Europa weiß von dem geschilderten Kampf wenig oder gar nichts. Wo man ihn aber kennt, kann das europäische Gewissen nicht gleichgiltig bleiben, das auch durchaus nicht vergißt, daß uns die Magyaren***)

---

*) Beachtenswerth ist aber auch, daß in der Tauglichkeitziffer (1894 bis 1905) die Sachsen und Schwaben Ungarns nach der militärischen Statistik allen anderen Nationalitäten weit vorangehen.

**) Wenigstens insgeheim dürften auch die Magyaren die Bedeutung dieser Weltsprache für ihr geistiges Leben zugeben. In Budapest erscheinen 7 politische Tagblätter und 34 Handelsblätter in deutscher Sprache und 76 periodische Zeitschriften deutsch und magyarisch.

***) Ich verwendete niemals die Bezeichnung Ungar, die heute als Ausdruck der Staatsangehörigkeit auch für die in Ungarn beheimatheten Rumänen, Deutschen usw. angewendet werden könnte. Nach den historischen Quellen wäre die Benennung Ungar (Unger) eben so berechtigt wie Magyar; byzantinische Schriftsteller gebrauchen für dasselbe Volk auch die Bezeichnungen Hunnen und Türken.

trotzdem unvergleichlich näher stehen als die Osmanen oder Russen, daß sie schon vor Jahrhunderten eine wirklich „europäische Stimmung der Geister" bewiesen (Hunfalvy) und heute, wo jede Beziehung zum asiatischen Mutterboden fehlt, in Kunst, Schriftthum und Wissenschaft nur in westeuropäischem Gleise Etwas hervorzubringen vermögen. Auch haben sie ihre Verdienste um Europa und könnten ihm kraft ihrer geographischen Lage noch weitere wichtige Hilfe gegen die Gefahr des Ostens erweisen. Gerade gegen ihre nächsten Verwandten, die Türken, hat sich ihre soldatische Eignung im Sinn des Westens bethätigt. Aber indem sie an die Stelle der osmanischen Gewaltthätigkeit die Gewaltthätigkeit eines kulturfeindlichen, antieuropäischen Nationalismus setzen, der es den nichtmagyarischen Ungarn unmöglich macht, die einzig natürliche Kulturentwickelung ungehemmt durchzuleben, erscheint die geleistete Hilfe halb und in ihrem Werth überaus zweifelhaft.

Vielleicht erfolgt eine Wandlung. Nur eine Wandlung: denn an eine Auflösung der magyarischen Nationalität (die, eben so wie die der tschechischen, prophezeit wurde: Palacky, Paul de Lagarde), läßt sich heute nicht mehr glauben. Eine Wandlung wäre Selbstreinigung von Helfern, die vorgeben, für die Nation zu leben, indem sie von ihr leben. Die Möglichkeit hierzu ist vorhanden, die Wahrscheinlichkeit noch nicht.

Der Osmane*) vermochte sich, gleich seinen magyarischen Verwandten, zu behaupten, aber nicht durchzusetzen. Seine Macht war ein glänzendes Aufflammen, das jedoch bald zu einem matten Glimmen herabsank. Wie das Christenthum den Europäern im Kampf gegen die Osmanen zur einigenden Kraft wurde und ihnen sogar die Mithilfe eines turko-tatarischen Volkes brachte, so hat die Religion, der Mohammedanismus, den Türken wohl rassenfremde Elemente zugeführt; doch in Europa blieb es bei der Mohammedanisirung, die Türkisirung konnte sich hier nicht wie in Kleinasien durchsetzen. Zwar versuchte sich der mohammedanische Geist neuerdings mit der europäischen Bildungwelt auszugleichen, sich ihr zu akkommodiren; der Erfolg ist aber mehr als zweifelhaft. Schon deshalb, weil das neue Regiment in einem Athem europäisiren und türkisiren will. Erregt es dadurch schon bei den Arabern Widerstand, so muß dieser im europäischen Theil des Reiches noch stärker werden und bei der Vielheit seiner Völker sehr bald den Glauben an den Einzug einer freieren Zeit gründlich erschüttern.

Ungesucht ergiebt sich manche Parallele zwischen dem Magyarenthum und dem neuen Osmanenthum in der Art, wie die Wahlen durchgeführt werden, um die Herrschaft der Minorität zu sichern, und

*) Hier für Türken und nicht für die Völker des osmanischen Reiches gebraucht. Die osmanischen Türken von heute sind ein Völkergemisch, in dem nur wenig Türkenblut ist. Dieses Gemisch, das die Sitten und Gebräuche der Eroberer angenommen hat, besitzt keine Spur

wie sich die leitenden Männer stetig an die „Nation" wenden, die Nationalitäten mißachtend und gering schätzend. Zur herben, stolzen Männlichkeit des alten Osmanen tritt ein neuer Zug, die Pose; und der Terrorismus einer rücksichtslosen Oligarchie, geschmückt mit westeuropäischen Phrasen, ist deshalb um nichts weniger antieuropäisch und verderblich geworden. Es sind die alten Türken, nur ohne die Macht ihrer Vorfahren und mit einer widerlichen Maske, die der aufrechte Osmane bis vor Kurzem nicht gekannt hat. Er war ein Asiat und wollte es bleiben.

Das Osmanische Reich, sagt Ranke, ist nicht von einem herrschenden Stamm noch von Kriegsleuten gegründet worden, sondern von einem Herrn und seinen Knechten. Auf dem Lehenssystem, dem Institut der Sklaven und der Stellung des Oberhauptes, beruht seine Macht. Nun suchen sie nach einer neuen Grundlage. Was auf der einen Seite europäisiren könnte, schwächt auf der anderen. An diesem Zwiespalt werden sie hoffentlich zu Grunde gehen. Kein europäisches Volk braucht diesen Niedergang zu bedauern und keins wird für das kranke Osmanenthum auch nur einen leisen Zug von Sympathie oder Mitleid zu empfinden vermögen. Als unversöhnliche Feinde stürzten die Osmanen auf Europa los und sind es ihm geblieben bis zum heutigen Tag. „Von der Schönheit der Dinge haben sie", sagt Ranke, „wenig mehr begriffen als den Reiz des Goldes und der Frauen. Es giebt Irrthümer, welche die Seele über und über zu erfüllen vermögen, die das Auge für den Geist und die heitere Wahrheit blöd machen, die das Leben in einer dumpfen Selbstgenügsamkeit abschließen. Das sind die ihren." Auch gute Eigenschaften der alten Osmanen werden uns mitgetheilt; und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Was sich heute in der Türkei zum Islam bekennt, steht nach dem Urtheil der meisten Kenner in Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit vielfach weitaus über seinen christlichen Gegnern; und der Türkenhäuptling, der einst zu dem byzantinischen Gesandten des Valentinus sagte: „Vos estis illi Romani, qui decem quidem linguis, sed una fraude utimini", dürfte den Feinden auch jetzt noch den selben Spruch wiederholen: „Vos estis illi Europei..."

Und dennoch hat sich der Türke in Jahrhunderte währender Herrschaft kein höheres Recht auf den Boden erworben, den er sich durch seine Tapferkeit errungen: verständnißlos stand er immer dem europäischen Geist gegenüber, der, trotz seinen Schattenseiten, ein Geist der Arbeit, des Neuschaffens und Vorwärtsdringens ist. Die türkische Herrschaft war nichts als eine militärische Okkupation. Welches Unheil daraus den Südslaven erwuchs, weiß heute Jeder. Der Druck des Osmanenthums hat wohl auch die Albaner in erster Linie um jede Entwickelungmöglichkeit gebracht, die heute vielleicht wie kein

---

einer Rassenhomogenität. Die Zahl der eigentlichen Osmanen hat in der europäischen Türkei wohl niemals mehr als 600 000 betragen.

anderes Volk von jedem Gesittungfortschritt zurückgehalten sind.*) Alte serbische Urkunden schildern sie als ein friedfertiges Hirtenvolk und in Griechenland, wo der größte Theil mit den Einheimischen verschmolz, zeichnen sich ihre Reste als gute Ackerbauer und Seeleute aus.**)

Griechenland hat sich durch seine Religion vollkommen vor jeder Türkisirung bewahrt. Es ist eine günstige Fügung, daß sein intelligentes und für balkanische Verhältnisse sogar sehr gut gebildetes Volk fast die ganze europäische Küste des Aegäischen Meeres besiedelt. Den Griechen, besonders denen der Türkei, wird mancher ungünstige Charakterzug nachgesagt***); und doch sollten wir viel eher die Fortschritte bewundern, die sie, trotz der unsäglich schweren Vergangenheit, heute zu verzeichnen haben. Sie sind das gebildetste Volk des Orients und dort „die Vermittler der europäischen Kultur". Unter den Erben des Osmanenreiches verdienten sie, nicht die Letzten zu sein. Bei den Osmanen selbst geht eine alte Sage um, wonach ihr Reich einstmals durch die christlichen Völker fallen werde (Döllinger). Europa hat, trotz der Diplomatenarbeit, den selben Glauben niemals aufgegeben, trotzdem es vor den Konflikten bangt, die diesem Zusammenbruch folgen können. Dennoch wird der Kampf gegen dieses uns ewig fremde Volk niemals aufhören, so lange es in Europa einen Staat besitzt. Seit der Osmane die seit Jahrzehnten auf dem Papier stehenden Reformen in die That umsetzen will, fällt weiter Stück vor Stück von seinem Reich ab. Er kann kein Europäer werden; der Rückweg auf den asiatischen Mutterboden bleibt ihm offen. Den Europäern und dem Osmanenthum käme eine Erlösung, wenn es bald ganz heimfinden könnte.

Karl Techet.

*) Das neue türkische Regiment hat sich um sie bekümmert. Dort, wo seit dem sechzehnten Jahrhundert der Gebrauch der lateinischen Lettern herrschte, sollten die arabischen eingeführt werden: ein kleines Beispiel, das die türkische Auffassung des Fortschrittes gut illustrirt. 25 Prozent aller Todesfälle in Albanien sollen auf Rechnung der Blutrache zu setzen sein. Die Schädeltrepanation (Einbohrung kreisrunder Löcher in die Schädeldecke, um Heilungen zu erzielen und Krankheiten abzuhalten), ein Aberglaube, der von den Albanern auf die anwohnenden Serben übergegriffen hat, ist vielleicht illyrisches Erbtheil.

**) Griechenland hat heute nur noch 25 Prozent Analphabeten; Italien 53, Oesterreich 32 Prozent. Die in der Türkei siedelnden Griechen sorgen aus Eigenem unermüdlich für die Hebung ihres Schulwesens; die türkische Regirung bekundete bis vor Kurzem ihr Interesse für das griechische Bildungwesen damit, daß sie den Geschichtunterricht, besonders die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, daraus streng verbannte.

***) Was man doch eben so gut an den alten Hellenen thun könnte, deren Blut im Neugriechen doch nicht so gering sein dürfte, wie Fallmerayer einst annahm. Sehr schön zeigt Taine klassische Charakterzüge am Neugriechen. Schließlich ist aber ganz irrelevant, woher das Blut eines Volkes stammt, wenn es nur damit Etwas zu leisten vermag.

Der Fächer.

Benevoluto, ein Jüngling von seltener Schönheit und gepflegter Sittenanmuth, der Sohn eines berühmten florentinischen Kunstwebers, war im Begriff, gemäß dem Gebot seines Vaters nach einjährigem Aufenthalt das gastliche Geishaland zu verlassen, dessen teppichgleichen Gärten und Gefilden er noch stärker als den Belehrungen aus Meistermund seine Geschmacksreife in der Aneinanderreihung seidener Gespinnste und erlesener Muster verdankte und das ihm noch überdies das Glück einer reizvollen Geliebten geschenkt hatte.

Er war ihr einst am Saum des von einer schmalen Rothlackbrücke überwölbten Goldfischteiches begegnet, in dessen Tiefe der Widerschein überhängender Kirschblüthenzweige mit dem silbernen Spiegelbild der Wolken und mit der Farbengluth am Ufer stolzirender Pfauen spielte. Benevoluto war, sogleich im Bann eines heiligen Feuers und Fiebers, der Leichtfüßigen bis zu dem saitendurchklungenen Theehaus nachgegangen, wo sich die filigranfeinen, schimmernden Stickereien ihres Gewandes wie bunte Punkte oder Leuchtkäfer unter den krausen Strichen der Papierlaternen eine Weile verloren und aus den Ausbuchtungen eines Schnitzwerkes hinter einem Geländer wieder aufflimmerten. Dann aber hatte er sich ihr, deren zartgliedrige Biegsamkeit er hier bei Tanz und Reigenspiel stumm zu bewundern vermochte, zu nähern gewußt; und seine mit dem Auge beredte Neigung war einer wortlosen Erwiderung gewürdigt worden. Und allmählich empfing dieses zuerst noch etwas farblose und leichte Gewebe der Liebe immer buntere und stärkere Fäden; und Benevoluto fühlte sich bereits in der Zeit der mähenden Mondsichel mit dem Leben des Mädchens fest verknüpft. War es daher ein Wunder, daß er seiner Geliebten beim Abschied ein besonderes, festliches Angebinde zu überreichen trachtete? Er fertigte ihr mit eigener Hand einen kostbaren Fächer, dessen einzelne Elphenbeinstäbe er mit pastellfeinen Landschaften, Erinnerungen an die jeweiligen Begegnungorte, übermalte. Zwischen jede Seidenfläche aber stickte er von Stab zu Stab in Gold- und Silberschrift Worte der Liebe ein. Und nun, da sich schon sein Segel, bekränzt von der Wappenkrone des Himmels, der Sonne, unter den Fruchtbäumen der Bucht hob und senkte und die letzten stürmischen Abschiedsküsse verklungen waren, überreichte er ihr dieses Angebind klopfenden Herzens mit der Bitte, es zu Haus erst zu entfalten.

Lange stand die Geisha bewegt am Strand und wimpelte dem entschwebenden Geliebten nach; dann trug sie das verhüllte Geschenk mit zitternden Händen heim. In ihrer Kammer aber konnte sie ihrer drängenden Sehnsucht, die wie ein Wellengruß vom Meer des Geliebten zu ihr heranschwoll, sie überfluthete, von ihr wich und abermals zu ihr zurückkehrte, nicht länger wehren; sie befreite das Angebinde von seiner Hülle und breitete den Fächer aus. Mit anwachsender Verzückung schaute sie auf die Bilder der Elphenbeinstäbe und mit

genießerischer Sorgfalt glitten ihre Blicke von Seidenwand zu Seidenwand, las sie nun andächtig Wort vor Wort:

„Wenn Du, Geliebte, am Herdfeuer stehst und mir der Wind den Qualm aus dem Rohr auf dem Dach Deiner Hütte in die Fremde nachweht, dünkt mich selbst dieser Rauch, geläutert durch Deinen Duft, ein süßer Hauch.

Ehe Dein Stickrahmen fertig ist, komme ich zu Dir. Wenn Du aber zu dem matten Glanz Deiner noch einzuwebenden Perlen einen stärker belebenden Schimmer brauchst, so denke an die Gluth meiner verliebten Augen!

Thau, Duft und Mondlicht ist die Speise der Blumen; Du aber lebst allein von dem Glanz und Athem der Liebe. Diese verzaubert Dich so und macht Dich so leicht, licht und beseelt, daß selbst ein sterbender Stern, ehe er zu Boden stürzt, in der Luft eine Weile schwankt, ob er fortan in Deiner bräutlich erschlossenen Seele oder in einem Blumenkelch eine heiterere Heimath zu finden vermöchte, als sie ihm bisher der Himmel schenkte.

Manchmal habe ich den leichten Schwung einer Libelle und tanze über Deiner klaren Daseinsfluth wie über einer Quelle. Dann singst Du mir jubelnd zu; und alle Deine Pagen, die Dich in gelben Gewändern, wie Schilfrohre einen See säumen, umstehen, erzittern, von Deinem Hauch gekost, und verwandeln sich, wie jene von sanften Himmelswinden gewiegt, zu Flötenspielern Deines Ruhmes.

Gleichst Du nicht einem seligen Falter, der den Farbenschmelz aller von ihm jemals gestreiften Hügel und die eingemalten, schimmernden Erinnerungen an tausend bunte Lenze der Liebe, an Honigstunden und Blumenfeste auf seinen Schwingen aufflimmern läßt? Alle Gestirne segnen Dich und schlafen gern auf den blüthenstaubzarten Schleiern Deiner Gewänder ein, hurtige Vorbotin aus dem Paradies und Vortänzerin vor Gottes Herrlichkeit!

Manchmal werden sogar Blumen zu Steinen und Kristallen. Sie schlängeln sich in die schmalen Felsspalten hinein, dort, wo ihnen die tausendjährige Tropfenmusik eines Wässerleins einen Weg bahnte. Sie lassen willig den Fels hinter sich zuwachsen, denn sie beglückt das Bewußtsein, entrückt der Welt in den Kammern der Stille weilen zu dürfen. Gleich einer solchen pilgernden Blume strebe auch ich, von der ewigen Musik der Sehnsucht umsungen, Deiner felsenfesten Liebe zu. Mögen sich auch alle Pforten hinter mir schließen: ich will mich gern meines Rückweges in die Welt begeben, wenn ich nur einen Eingang in Deine Seele finde. Ich will mich mit allen Fasern meines Herzens an Dich klammern und meine Süße will Dir blumenhaft und bräutlich entgegenduften. Aber wenn Du sie nicht magst und mich zu weich und zu hingebend schiltst, will ich zu meinem Schöpfer die Bitte hauchen, mich zu verwandeln, damit ich wenigstens als Stein der Erinnerung in Deiner Nähe weilen kann oder als Kristall Dich in die sieben Regenbogenfarben meiner überirdischen

Sehnsucht kleiden darf. So schließe Du mich ab von der Welt und nimm mich auf in Dein Reich! Mögen über Dein Gestein auch die Stürme hinbrausen und über Deinem Haupte die Adler schreien: ich ahne als Kind der Stille, daß in Deinen Tiefen der Friede wohnt, und ich vergehe vor Verlangen, Dir in Demuth zu dienen. Falle ich Dir aber zur Last, so spanne mich zwischen die Klammern Deiner spitzen Finger und zerpresse mich, damit ich noch an meinem Ende weiß, daß ich durch keinen Anderen als durch Dich den Tod finde; denn nur für Dich und durch Dich sterbe ich gern.

Sahst Du schon einmal in einem Bergsee vor schwarzen Wipfelwänden den Mond untergehen? So ergießt sich auch das Licht meiner Liebe vor dem Dunkel der Welt in Deine Lebensfluth. Darum lächelt Deine Oberfläche ein so unergründliches und geheimnißreiches Lächeln, als scheute sie sich, zu verrathen, daß Du das heiligste Gestirn, das Licht der Liebe, in Deinen Tiefen birgst.

Ich sah einen weißen Falken an der Spitze eines Berges sitzen und mit scharfen Augen weit ins Land hinausspähen. Obwohl er die Luft der Freiheit liebte und sich an ihr berauschte und obwohl er im goldenen Kreis der Sonne saß, sehnte er sich doch stärker in Deinen Gitterring hinein. So strebe auch ich, ein herrischer Sohn loser, ungebändigter Lüfte, dem jedes Sklaventhum sonst verhaßt ist, aus meiner Ruhmeslust und den brennenden Goldkränzen meines Ehrenhimmels in den glühenden Ring Deiner Liebe hinein. Ich will selbst auf dem Gipfel meines Stolzes gern Dein Diener sein und Dich immer mit der Musik meiner aufrauschenden Schwingen stolz und stürmisch empfangen. Ich kenne keine freudigere Kerkerschaft, als wenn Du den Gluthring Deiner Liebe um mich spannst.

Wenn mir die Künstlerin aller Künstlerinnen, die Nacht, ihre Licht- und Schattenpalette liehe, würde ich das traumhafte Helldunkel Deiner zwielichtfrohen Seele auf die Wand eines Bergwaldes so bezwingend malen, daß Du bei der Betrachtung dieses Gemäldes, beim Anblick Deiner eigenen Seele, vergingest.

Es giebt eine Grotte, wo verwandelte Seelen als durchsichtige Muscheln ihre Schimmer in allen Farben des Regenbogens ausstrahlen und als Begleitung zu der Tropfenmusik unterirdischer Gewässer ihre überirdische Sehnsucht mit leisem Summen aufseufzen. In dieser Halle, dem Palast des Traumgottes, wirst Du auch meine singende Sehnsucht einmal vernehmen. Sollte aber Deine Seele inzwischen selbst zu Stein geworden sein, dann will ich die unablässig rieselnden Wasser klingend bitten, so lange über Dich hinzuströmen, bis Du aufgelöst alle Deine Poren und Ohren meinen Strahlen und meinem Gesang erschließest.

Ich werfe gleich einem Fischer das Netz meiner Liebe ins Meer des Lebens und fange in meinem Gewirk Dich wie eine Perle von fürstlichem Glanz. So abgrundtief also verbargest Du Dich und Deine Sehnsucht vor mir, die Aeonen lang im Dunkel weilte und die doch

berufen erscheint, die sieben Himmel zu verklären. Ich möchte, wenn Gott seine buschigen Wolkenbrauen zornentrüstet zusammenzieht und die Welt verfinstert, Dich an die Himmel hängen, damit sie die Pracht der Morgenröthen, Sonnen, Monde und Sterne vergessen lernen, Gottes Antlitz erhellen, ihm ein versöhnendes Freudelächeln entlocken und ihn einen neuen Schimmer lehren.

Alle schmalen Rothlackbrücken Deiner Heimath beginnen so seltsam zu erzittern, wenn sie Dein federnder Fuß umtänzelt. Ahnen sie vielleicht in Dir eine heimliche Schwester, weil Du vom Ufer der Weltlust zur Insel Gottes unsichtbare Bogen spannst?

Bange nicht, wenn Deines silbernen Leuchters Kerzen, Deines nächtliches Schlummers goldene Hüter, ihre vor Müdigkeit blinzelnden Augen schließen und erlöschen und sogar die Mondesampel über den Linientänzen Deiner Tapeten nicht mehr ihr Wächteramt versehen will. Das Feuer meiner Seele glüht ewig um Dich und giert, Dir alle Schimmer von Himmel und Erde zu ersetzen."

Mit steigender Inbrunst und Bewegung hatte die Geisha diese Herzensbetheuerungen gelesen; nun fühlte sie sich von dem Rausch der Worte trunken. Sie koste die Seidenwände und Elphenbeinstäbe des Fächers mit dankerglühten Blicken, bedeckte ihn mit zahllosen Küssen und verbarg ihn an der trautesten Raststätte ihres Geliebten, dem rosaweißen Engpaß zwischen ihren beiden kirschblüthenfarbigen Brüsten. Denn sie wollte immer, im Wachen und im Traum, jedes Wort ihres fernen Geliebten, der fortan im Gesang der Winde und Wellen zu ihr sprechen würde, mit dem Klopfen ihres Herzens beantworten. Ueberwältigt von der Erinnerung an den Strahlenden, vor dessen Bild die Pracht aller seiner Fächergemälde verblaßte, erlag die Geisha einem leichten Sinnentaumel; vor ihren Augen flimmerte und tanzte ein gelber Brand: und sie bemerkte gar nicht, daß inzwischen die Abendröthe ihre Fackeln im Geäst der Bäume angezündet hatte und nun mit ihrem Purpur die tausend bunten Punkte der Papierlaternen beherrschte. Aus der Ferne scholl, gleich einem Sehnsuchtgesang, gedämpft der Wellenschlag des Meeres. Wenn er doch jetzt hier wäre! Sie spannte ihre Arme zu einem Kreis, als wollte sie damit sinnbildhaft andeuten, daß sie den Geliebten ewig umschlungen halten werde. Ihre Erregung wuchs und wuchs; und wie sich ihr Busen immer stürmischer hob und senkte, fühlte sie sich von starker Athemnoth bedrängt. Sie empfand einen brennenden Schmerz bei dem Gedanken, nun völlig allein zu sein und hier die geheiligte Luft schlürfend verbrauchen zu müssen, die noch jüngst seinen Hauch empfangen hatte. Das Gefühl der Verlassenheit stieg in ihr bitter auf; ihr war, als würge ihr eine unsichtbare Faust die Kehle, als müsse sie hier ersticken. Ihre Pulse jagten immer hastiger und ungestümer, ihre Schläfen brannten und fieberten, ihr Herz hämmerte laut; in ihren Ohren sauste das Blut; der Schreck betäubte sie und riß sie in wildem Wirbel in eine purpurdunkle Tiefe hinein; die Sinne schwanden ihr; sie taumelte, schrie auf und sank ohnmächtig nieder.

Der Wind trug ihren Hilferuf durch die Spalten des lose angelehnten Papierfensters. Zwei gerade vorübereilende Männer stürzten ins Gemach herein, und da sie die Bleiche und Regunglose erblickten, beträufelten sie ihr Antlitz mit Wasser und mit einigen Rosenöltropfen aus einem Duftfläschchen, lösten ihr das Mieder, fanden unter ihm den Fächer und fächelten ihr abwechselnd damit Kühle zu, ohne bei der allgemeinen Aufregung seiner Wort- und Bilderpracht besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Geisha erwachte aus ihrer Betäubung und sah mit gequältem Lächeln um sich. Als sie aber das Geschenk des Geliebten in der Hand eines Fremden erblickte, entwand sie es ihm gewaltsam und hielt es in gekrampften Händen fest. Die Umstehenden sahen einander verwundert an. Noch ein stärkeres Erstaunen jedoch belebte das Gesicht des Mädchens. Ihr war unbegreiflich, daß ihr die Fremden, statt der Kühle, mit der Erinnerungsgluth aller Bilder und Liebe kündenden Worte immer neue Feuer- und Sehnsuchtbrände zufächeln wollten.

Charlottenburg. Arthur Silbergleit.

Export.

Am Abend des dritten Oktober, um neun Uhr, hat Woodrow Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, den Underwood-Simmons-Tarif unterzeichnet und damit unter die Tradition des Hochschutzzolles einen Strich gezogen. Die Tarife, die nach Mc Kinley, Dingley, Payne-Aldrich genannt waren, gehören der Geschichte an. Ein halbes Jahrhundert dauerte die Herrschaft des Hochschutzzollsystems. Taft war der erste republikanische Präsident, der eine Reform versprach. Auch Roosevelt hatte sich für eine Aenderung des Tarifs eingesetzt, aber nicht mit dem Nachdruck, den Taft aufwandte. Roosevelt mußte schließlich mit den Trustleuten paktiren und Taft seine Unterschrift unter eine Zollbill setzen, die ein Hohn auf alle Reformwünsche war. Erst dem Demokraten Wilson gelang, was unter den Republikanern nicht möglich gewesen war. Die amerikanische Wirthschaft hatte seit Jahr und Tag keine Hochkonjunktur mehr gesehen. Soll das Elend denn ewig dauern? So stöhnten die Geschäftsleute. Der Sieg des Präsidenten war unwahrscheinlich. Aber Wilson hats, trotz allem Hinderniß, erreicht. Die Herme auf dem Kapitol ist ihm sicher.

Was soll die neue Zollaera bringen? Dem dreiundsechzigsten Kongreß der Vereinigten Staaten verlas Präsident Wilson seine frohe Botschaft von den neuen Zöllen. Er sagte: „Wir müssen Alles abschaffen, was nach Privilegien oder künstlicher Begünstigung aussieht, und müssen unseren Geschäftsleuten und Produzenten als Sporn die

ständige Nothwendigkeit aufzwingen, leistungfähig, wirthschaftlich und unternehmend, Meister im Wettbewerb, die tüchtigsten Arbeiter und Kaufleute zu sein. Die künftigen Zölle sollen nur leistungfähige Wettbewerber schaffen und den Geschäftsgeist Amerikas für den Konkurrenzkampf schärfen." Die Vereinigten Staaten haben keinen Grund, für das Wohl ihrer Rivalen zu sorgen. Die Kaufkraft der eigenen Nation soll erhöht, die Rentabilität der Industrie, durch den Bezug billigen Rohmaterials, vergrößert werden. Wo dem Ausland die Konkurrenz erleichtert, wo ihm, statt eines schmalen Spaltes, ein breites Thor geöffnet wird, geschieht es nicht, um dem fremden Fabrikanten eine Wohlthat zu erweisen, sondern, um dem amerikanischen billige Waaren ins Land zu bringen. Die Belastung des Imports wurde von durchschnittlich 40 auf 26 Prozent des Werthes der eingeführten Objekte verringert. Zollfrei sind in Zukunft: Weizen, Rinder, Schafe, Schinken, Zucker (vom ersten Mai 1916 an); Rohwolle; Indigo, Kreosotöl, roher Kohlentheer, Naphthalin, Alizarin; Cement; Eisenerze, Ferromangan, Registrirkassen, Setzmaschinen, Nähmaschinen, Schuhmaschinen; nicht zugerichtete Pelze und Pelzbälge; Druckpapier; Bücher. Man sieht, daß auf die Herren James Patten und Theodor Price nicht Rücksicht genommen wurde. In Chicago, an der Weizenbörse, wird es keine „holidays" für Bulls oder Bears mehr geben; denn der kanadische Weizen kann sich frei ins Land ergießen. Ein Trost fürs zerrissene Spekulantenherz ist die Ablehnung des Baumwollparagraphen, von dem ich hier schon sprach. Die Steuer auf Abschlüsse an der Baumwollbörse ist späterer Entscheidung vorbehalten worden. Die Textilfabrikanten, die sich während der Tarifverhandlungen besonders grimmig geberdeten, haben die Farbe gewechselt und sind von Siegeszuversicht erfüllt. Die deutschen Fabrikanten feiner Woll- und Baumwollstoffe glauben aber, daß sie auf der vom Schlagbaum befreiten Chaussee mehr Waaren als früher in die Union bringen werden. Der Farbenindustrie wird die Freude über die Zollfreiheit durch die schlimme Behandlung der Farbenfabriken verdünnt. Aber Druckpapier und Bücher können in unbegrenzten Mengen importirt werden. Ein wahrer Segen.

Die Verwaltungvorschriften, gegen die vielfach protestirt worden war, sind unverändert geblieben. Waaren, die unter amerikanischer Flagge eingeführt werden, erhalten einen Zollnachlaß von fünf Prozent. Eine Differenzirung der fremden Schiffe ist da ausgeschlossen, wo ihr Verträge entgegenstehen. Zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten wurde 1828 ein Pakt geschlossen, der noch heute gilt und bestimmt, daß die unter preußischer Flagge segelnden Schiffe wie amerikanische behandelt werden. Fraglich ist nun, wie die Vorschrift der neuen Zollbill ausgelegt werden wird; soll sie für alle Waaren gelten, die aus Preußen kommen, oder wird sie sich an die Schiffsflagge halten? Die zweite Interpretation wäre unbequem; denn die deutsche Handelsflotte führt, außer der deutschen Flagge, die Zeichen der Hansestädte. Der Zollzuschlag bei verweigerter Büchereinsicht ist geblieben,

aber in der letzten Fassung, die der Vorschrift gegeben wurde, nur als eine Maßregel gegen Zolldefraudationen. Bei dringendem Verdacht der Zollhinterziehung muß der Exporteur seine Bücher vorlegen oder eine eidesstattliche Versicherung abgeben. Weigert er sich, so werden fünfzehn Prozent zum Zoll zugeschlagen. Der Importeur wird noch derber angefaßt; seinen Waaren kann für die Dauer der Strafzoll auferlegt werden. Solche Bestimmungen sind erträglich, wenn sie nur den Sünder treffen. Lästig werden sie aber in der Hand einer zur Chicane neigenden Zollbehörde. Ob man mit dieser Gefahr zu rechnen hat, muß sich erst zeigen. Woodrow Wilson wünscht, Handelsverträge abzuschließen. Solche Absicht ließe sich mit einer feindsäligen Taktik gegen die Waaren des Auslandes nicht in Einklang bringen. Um den Abschluß von Verträgen zu erleichtern, hat die neue Tarifbill den Abstimmungmodus geändert. Nach der alten Methode war es schwer, die vorgeschriebene Majorität zu erlangen; künftig wird es leichter sein. Die amerikanischen Statistiker glauben nicht, daß die Minderung der Zolleinnahmen größer sein wird als der prozentuale Unterschied zwischen den neuen und den alten Werthzöllen. Der beträgt etwa vierzehn Prozent. Die Zolleinnahmen ergaben 1250 Millionen Mark. Eine Abnahme um vierzehn Prozent würde die Gesammtsumme auf 1075 Millionen herabsetzen. Die Schätzung des künftigen Zollertrages spricht von „mehr als einer Milliarde". Das würde sich also mit der erwähnten Differenz decken. Das Ausland aber kann aus der offiziellen amerikanischen Taxe den Schluß ziehen, daß selbst das amtliche Amerika nicht mit der Zurückdrängung der fremden Rivalen durch erhöhte Leistungen der Heimath rechnet. Von der Gefahr einer Invasion sprach man überhaupt nur in einzelnen Bezirken der Eisen- und Stahlbranche. Aber die Furcht vor der Ueberschwemmung mit deutschen Stahlknüppeln ist geschwunden, seit der Tarif unterzeichnet ist. Die Waffen, mit denen die Industrie gegen die Aenderung des Zolltarifs kämpfte, sind wieder in die Arsenale gebracht worden. Deshalb klingen die Töne der amerikanischen Kritik nicht mehr so rauh.

Deutschlands Industrie muß den Export pflegen. Auf keinem Kampfplatz ist der errungene Sieg schwerer zu behaupten als auf dem Weltmarkt. Da giebt es keine privilegirte Stellung; nur die Leistung siegt. Vide China. Zuerst kamen England und Frankreich, dann Deutschland und Amerika. Die Beute schien den ersten Protektoren vorbehalten. Der schöne Traum zerrann aber in der Hitze der politischen Ambitionen. Neue Mitbewerber stellten ihre Forderungen. Rußland und Japan drängten sich ans Licht. Was noch zu thun war, geschah durch den Sturz des Kaiserthrones. Die Republik, die jetzt anerkannt worden ist, stellte neue Bedingungen; und die Sozietäre mußten neue Theilhaber aufnehmen. Von den Erlebnissen des Fünfmächte-Syndikates sprach ich schon mehrmals. Ein wirkliches Theater der Sozietäre. Die Genossenschaft sollte Chinas Finanzen in Ordnung bringen. Kontrole der Verwaltung; Förderung der Valutareform; ein Monopol

für die Finanzirung des Reiches und für die Verwerthung aller erreichbaren Konzessionen. Gut ausgedacht; aber schlecht angelegt. Die Kleinen, die nicht mit im Ring waren, machten die Geschäfte auf eigene Faust. China braucht Geld; viel Geld. Wer ihm den Beutel aufthut, ist willkommen. Mit Gegengeschenken wird nicht geknausert. Während das Syndikat stolz auf seinem Vertrag thronte, schnappten ihm die Anderen die fettesten Bissen weg. So gings nicht weiter. John Bull schlug mit der Faust auf den Tisch und erklärte die Fünfmächteherrlichkeit für erledigt. Jeder soll frei sein und sich von den Chinesen so viele Aufträge holen, wie er kriegen kann. Aber keine Compagniegeschäfte mehr. Der Bund der fünf Nationen soll nur noch für Verwaltunganleihen gelten. Nimmt die chinesische Regirung Geld auf, um öffentliche Reformen auszuführen, so hilft das Syndikat. Im Uebrigen aber soll Freiheit im Kampf um das Fell des Chinesen herrschen. Noch giebt es Eisenbahnen und Fabriken zu bauen; Hochöfen zu errichten und Schachte anzulegen; neue Handelsbeziehungen zu knüpfen und Aufträge für die eigene Industrie zu haschen. Der Brite war von dem neuen Bündniß nie sehr begeistert; schon die Crisp-Anleihe brachte der englischen Bundestreue eine Belastungprobe. Wäre es damals nach den Wünschen der City gegangen, so hätte John Bull die Gelegenheit, den Ring zu sprengen, benutzt. Daß die Yankees sich früh vom Syndikat lösten, war klug; der Vorwand, daß sie die Kontrolpolitik gegen die neue Republik nicht mitmachen wollten, gab ihnen freie Hand für die eigenen Geschäfte. Auf dem chinesischen Flugplatz kann sich Jeder bethätigen. Deutschland mit seiner starken Industrie und einem eben so achtbaren, aber nicht ganz freien Kapital. England ist ein gefährlicher Rival. Aber die Schwierigkeiten dürfen nicht schrecken. China darf dem deutschen Kaufmann nicht entgehen. Für kräftige Propaganda soll gesorgt werden. Ein Deutsch-Chinesischer Centralverband wird vorbereitet. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft, die Deutsche Kolonialgesellschaft, der Ostasiatische Verein in Hamburg sind von der Partie. Wenns dem Reich nicht an Geld fehlt, kann der Plan nützlich werden.

Die Völker bemühen sich, Wege zu finden, „pour mieux se connaître“. Dieses Stichwort, das aus Frankreich kam, darf überall gelten. Das Deutsche Reich muß bald neue Handelsverträge abschließen. In Leipzig ist ein Wirthschaftverband zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn geschaffen worden. Die Oesterreicher und Ungarn haben den Nutzen solcher Brücke rasch erkannt. Auch zur Pflege des Balkangeschäftes hat sich ein Verband gebildet. Im Südosten Europas ist der Kampf gegen die Konkurrenz besonders schwer. Der Krieg hat neue Bedingungen geschaffen. Wer viel Geld hingiebt, hascht die besten Konzessionen. Die Finanzbereitschaft im eigenen Haus ist noch nicht das letzte Ziel aller Wünsche. Wir müssen hoffen, daß Deutschland auch morgen Liquidität mit Initiative zu einen vermag. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Theater am Nollendorfplatz.

Täglich 8 Uhr:

Die Heimkehr des Odysseus.

Berliner Oper in 2 Akten von Karl Ettlinger und Erich Motz. Musik aus Werken J. Offenbachs. Zusammengestellt und bearbeitet von Leopold Schmidt.

Kleines Theater.

Heute 8 Uhr:

BELINDE.

Morgen und folgende Tage, 8 Uhr: **Belinde.**

Gebr. Herrnfeld Theater

Was sagen Sie zu Leibusch?!

Metropol-Theater.

Abends 6 Uhr:

Die Reise um die Erde in 40 Tagen

Grosses Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.
Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

„Moulin rouge"

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Wintergarten

Ein voller künstlerischer Erfolg!

Chas. T. Aldrich der unerreichte Universalkünstler

Edv. La Vine d. tapfere Haudegen | **Johnson u. Dean** Ragtime Septett

und die auserlesenen

Oktober-Attraktionen!

Thalia-Theater

Die Tango-Prinzessin.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten von J. Kren und C. Kraatz. Gesangstexte von Alfr. Schönfeld.
:-: **Musik von Jean Gilbert.** :-:

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena | **Admirals-Bad**

Allabendlich: **Kunstlauf-Produktionen** | **Tag und Nacht :: geöffnet ::** Herren- und

Prunkvolle Eis-Ballets | Damen-Abteilung **Luxus-Bäder**

Admirals-Theater stets abwechslungsr. interess. Programm.

Zirkus Busch.

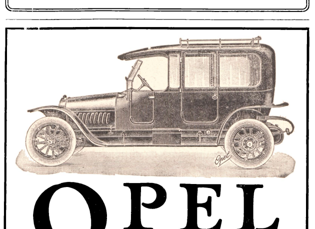
Die neue grosse Ausstattungs-Pantomime:

Aus unseren Kolonien.


Reiseführer
Baden-Baden
Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.
BERLIN
Elite-Hôtel
Am Bahnhof Friedrich-Strasse
200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.
Coblenz a. Rh.
Hôtel Bellevue – Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestatt. Sitzgs.- u. Konferenz-zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom
Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.




Reiseführer



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garle[illegible] m. b. [illegible]. Berlin W.57